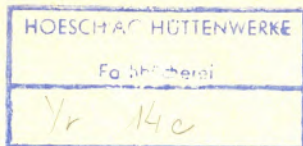




WESTFALENHÜTTE

POSTVERLAGSORT DORTMUND





1944/69

Aus dem Inhalt:

Der Mensch im Industriebetrieb
Leben wir zufriedener?
Unsere neue Abnahmezentrale
Unsere Ehrentafel
Hoesch-Spundwand
bei der Main-Schleuse Marktbreit
Wir kommentieren
Vorurteile sind Betriebsbremsen
Der „warme Händedruck“
Meinetwegen
Unfallversicherung
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Use Willem Hansmann
Wenn Sie den Hahn aufdrehen . . .
Aus der Arbeit unserer Übungsfirma
Gebändigte Fülle
Der gehörnte Hase von Meschede
Löhnungstage
Tätigkeitsbericht
der Arbeitsschutzstelle
Gesundheit ist bares Geld
Parteibrille
Was wird an Kindergeld gezahlt?
Der Hüttenkieker
Für unsere Hausfrau
Sozialer Fortschritt
Zuverlässigkeit ein Hindernis?
Denkst du daran?
Liebe in der Schule
Schwerbeschädigtenversammlung
Kreuz und quer am Mittelmeer
Paß lieber selber auf

Herausgeber: Westfalenhütte AG,
Dortmund, Eberhardstraße 12;
Verantwortlich für den Gesamttext:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12;
für „Betriebsvertretung“:
Betriebsratsvorsitzender Gustav Schwentke,
Dortmund, Eberhardstraße 2;
Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119;
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949
Druck: Westfalendruck, Dortmund.
Auflage: 15 500.
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Die pressege-
setzliche Verantwortung wird voll übernommen.



Der Mensch im Industriebetrieb

*Ich schlief und träumte:
das Leben sei Freude.*

*Ich erwachte, und siehe:
das Leben war Pflicht.*

*Ich handelte, und siehe:
die Pflicht war Freude.*

Trotzdem — wenn Pflicht zur Freude und Lebens-
erfüllung werden soll, muß eine allgemein zu be-
jahende Ordnung in Gesellschaft und Wirtschaft vor-
handen sein. Dazu fehlt sicherlich noch viel. Sehr
viel sogar, wird ein jeder aus seiner Sicht heraus
sagen. Die Aufgabe ist uns aber gestellt. Wir können
uns ihr nicht entziehen. Emanuel Kant sagte einmal:
„Handle so, daß die Maxime deines Willens jeder-
zeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetz-
gebung gelten könnte.“

So werden wir handeln müssen, wenn wir zu einem erträglichen Mit- und Nebeneinanderleben kommen wollen. Das gilt auch für die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb eines Betriebes. Viele Praktiker und Theoretiker haben über „Menschenbehandlung im Betrieb“, „Mensch und Arbeit“, „Betriebsklima“ und „Betriebsatmosphäre“ geschrieben und eingehend dazu Stellung genommen. Doch eins sei vorweg gesagt: keiner wollte und konnte dafür ein gültiges Rezept geben, weil — ja weil es sich nun einmal um Menschen handelt. Darum ist das Geben eines Rezeptes ja auch nicht so leicht, denn wie verschieden sind doch wir Menschen.

Wir haben — und das vornehmlich in Westeuropa — den zwischenmenschlichen Beziehungen zu wenig Beachtung geschenkt. Es sind unzählige Vorschläge gemacht worden, um Betriebsleitungen und andere betriebliche Führungs- und Leitungsinstanzen zu überzeugen, daß der Mensch im Mittelpunkt des Geschehens stehe, daß seine Menschenwürde gewahrt werden müsse. Ebenso sind den letztlich Schaffenden zu diesem Thema immer wieder entsprechende Hinweise und Ratschläge gegeben worden.

Welche sachlichen und menschlichen

Berührungspunkte liegen innerhalb eines Betriebes vor?

Der Arbeitsvertrag regelt die Rechte und Pflichten eines jeden. Von „unten“ nach „oben“ gesehen, besteht ein stufenförmiger Organisations- und Überwachungskörper bis zur Betriebsleitung. Arbeiter und Angestellte werden größtenteils ihre Arbeiten nach Anweisungen ausführen, sie sind also die Ausführenden. Im Gegensatz dazu haben die Überwachenden den Arbeitsablauf nach jeder Seite hin zu überprüfen und nach den Anordnungen der Betriebsleitung zu überwachen.

Beide — Ausführende und Überwachende — haben die Pflicht, einen reibungslosen Produktionsablauf sicherzustellen. Das zu erreichen, setzt eine gute Zusammenarbeit voraus.

Vertrauen

Hier spielen die zwischenmenschlichen Beziehungen eine entscheidende Rolle. Gute zwischenmenschliche Beziehungen haben als Grundlage: Vertrauen. Und das ist gerade für einen gut funktionierenden Betrieb von besonderer Wichtigkeit. Dieses erforderliche

gegenseitige Vertrauen kann durch persönliche Un-
korrektheiten beider Seiten gestört werden.

Einige dieser Dinge wollen wir nennen. Sie sind zwar anscheinend unbedeutend, können jedoch das Betriebsklima erheblich stören.

Mitarbeiter nehmen wiederholt unpünktlich ihre Arbeit auf, sie entschuldigen sich nicht einmal, Pausen werden über Gebühr verlängert, Freizeit wird für eigenartige Angelegenheiten erbeten, wirklich notwendige und unaufschiebbare Überstunden werden abgelehnt, bei Arbeiten in Gruppen liegt unkameradschaftliches Verhalten vor und andere Dinge mehr.

Andererseits hat auch der Überwachende nicht das Recht, jemanden zu beleidigen, ungerecht zu beurteilen bzw. zu verurteilen, in unwürdiger Weise jemanden „anzuschreien“ oder mit scharfen, drastischen Ausdrücken zu beschimpfen. Solche Dinge stören das Vertrauen.

Objektivität

Das Erfordernis — gute Zusammenarbeit, um einen reibungslosen Produktionsablauf sicherzustellen — auferlegt allen den Zwang zur Objektivität. Herrscht Vertrauen und Objektivität, dann werden die nun einmal vorhandenen charakterlichen Eigenarten oder auch menschlichen Schwächen so stark in den Hintergrund treten, daß sie nicht mehr das wesentliche, störende Element mehr darstellen. Ist der eine oder andere einmal nicht in guter seelischer Verfassung — und das soll allen Menschen passieren —, dann handle jeder am besten nach der Redensweise des Volksmundes: Laß den anderen nur laufen, er kommt von selbst zu sich.

Wir alle müssen uns jeden Tag von neuem fragen, ob durch unsere Handlungsweise nicht Grund zu einem schlechten Vertrauensverhältnis gegeben wird. Leider kommen die persönlichen Unkorrektheiten noch sehr häufig vor. Sie vergällen das Leben. Oftmals sind sie in gut geleiteten Betrieben der einzige Grund zu manchmal unerträglichen Spannungen, obwohl die Spannungen nur auf persönliche Unzulänglichkeiten zurückzuführen sind.

Dies ist aber nur eine Seite des Problems der Menschenbehandlung im Betrieb. Die entscheidendere Frage in diesem Zusammenhang ist doch: Als was anerkenne ich selbst den anderen Menschen? Sehe ich in jedem Menschen das freiheitliche Individuum mit der Fähigkeit zur eigenen Selbstbestimmung?

Die Grundeinstellung entscheidet

Hier liegt die große Entscheidung, vor der alle Menschen stehen. Die Grundeinstellung des einzelnen zum anderen Menschen ist entscheidend für sein Verhalten im Verkehr seiner Mitmenschen. Wer die Freiheit der Persönlichkeit als natürliches Recht ansieht, wird immer die richtige Einstellung zu den zwischenmenschlichen Beziehungen finden. Die Freiheit ist eine eigenartige Sache. Wir haben es doch erlebt: viele glaubten an die Freiheit für bestimmte Gruppen. Sie wurden bitter enttäuscht, doch da war es zu spät. Es gibt keine spezifische Freiheit; der Begriff Freiheit ist unteilbar. Das gilt auch für die Freiheit der Persönlichkeit. Die Freiheit wird für alle nur erhalten werden können, wenn alle bereit sind, sie auch allen zu gewähren.

Diese eigentlich von jedem zu erwartende Grundeinstellung wurde oftmals vermißt. Sie fehlte in den meisten Fällen zu Beginn der Industrialisierung. Mit Schmunzeln vergleichen wir die Eisenbahn von 1850, das Automobil von 1910, das Flugzeug von 1920 und das Radio von 1930 mit den heutigen. Mit Recht

wird hier von einer industriellen Revolution gesprochen. Das alles war nur möglich, weil dahinter eine umwälzende, tiefgreifende Umgestaltung der Art der menschlichen Arbeit stand. Dieser Prozeß der Arbeitsteilung riß den Menschen aus seiner bisherigen Geborgenheit heraus. Bisher war der Mensch eingebettet in Familie, Sippe, Gemeinde, Berufs- und Standesorganisationen. Aus der Hausgemeinschaft als Arbeitsgemeinschaft wurde er gelöst.

Zusammenarbeit

Bei der Revolutionierung der industriellen Produktionsweise wurde das, was im englischen als „human relations“ bezeichnet wird — also die zwischenmenschlichen Beziehungen — mehr als vernachlässigt. Heute wissen wir: je mehr Arbeitsteilung, um so mehr Zusammenarbeit. Im öffentlichen wie im privaten Leben ertönt doch täglich der Ruf nach Koordinierung.

Die Zusammenarbeit ist für unser Betriebsklima so notwendig wie das tägliche Brot zum Leben. Um die Zusammenarbeit geht es! Nicht um das Herrschen

darf es gehen. Nicht befehlen oder kommandieren, sondern planen, lenken, belehren, zusammen beraten. Alles andere hemmt die Entwicklung der Persönlichkeit, und damit werden schöpferische Kräfte ausgeschaltet.

Diese letzten Fragen sind die wichtigeren in bezug auf das Problem Menschenbehandlung im Betrieb. Alle werden sich mehr als bisher dieses Problems annehmen müssen. Besonders aber jene Menschen, die kraft ihrer Persönlichkeit — die unabhängig ist von der „Funktion“, von der Stellung im Betrieb — dazu berufen sind, Menschen zu führen und zu lenken.

Vorurteile, ganz gleich von welcher Seite, bringen uns nicht weiter und sind gefährlich. Die Vorurteile zu beseitigen wird nicht einfach sein. Sicher wird das erfordern, manchen geistigen Schutthaufen zu beseitigen. Dabei werden wir uns noch sehr tief bis zur Erde bücken müssen, ehe es geschafft ist. Die Anstrengung ist erforderlich. Sie ist erforderlich, wollen wir gemeinsam, konstruktiv und schöpferisch das Leben auf der Erde gestalten. Seien wir dazu alle ehrlichen Herzens bereit.

Leben wir zufriedener?

Die Feiertage liegen hinter uns. Gott sei Dank, werden viele von uns sagen. Feiertage sind immer eine anstrengende Zeit. Doch wer möchte auf die vertraulichen und besinnlichen Festtage verzichten. Welche Überlegungen werden doch angestellt, um den uns Nächststehenden Freude zu bereiten. Jetzt ist die Umtauschzeit da. (Wer mußte noch nichts umtauschen?)

Kostspieligere Güter sehr gefragt

Doch was wurde gekauft? Ein interessantes Bild gibt die Übersicht des Statistischen Bundesamtes über die Ausgabenerhöhung in der Bundesrepublik. Danach hat es den Anschein, als sei das „Lebensnotwendige“ wieder da. Wir sind aber doch weit davon entfernt. Der Nachholbedarf ist noch nicht gedeckt. Das ist aus keiner Statistik herauszulesen. Denken wir nur an die vielen Wohnungssuchenden. Sofort wird jedem an diesem Beispiel klar, daß der Nachholbedarf nicht gedeckt sein kann.

Trotzdem trat eine Verschiebung bei den Einkäufen zugunsten der Qualität ein. Nach den Preiserhöhungen waren Lohn- und Gehaltssteigerungen die natürliche Folge. Die Ausgabenerhöhungen fanden in folgender Reihenfolge statt:

1. Genußmittel, 2. Reisen, 3. Reinigung und Körperpflege, 4. Bildung und Unterhaltung, 5. Hausrat, 6. Bekleidung.

Demgegenüber sind die Ausgaben lebensnotwendiger Art für Ernährung, Heizung, Miete und Beleuchtung etwas zurückgegangen. Die Einkommenssteigerung wurde für den „höheren“ Lebensstandard verwandt, aber nicht für den unbedingt lebensnotwendigen Bedarf. Daraus kann keinesfalls der Hang zum Luxuskauf ersichtlich sein. Ein höherer Lebensstandard ist erfreulicherweise das Ziel vieler geworden. Eine geschickte Propaganda kommt diesem Drängen entgegen. Von den 17 Millionen Haushaltungen der Bundesrepublik und West-Berlins sind rund 12,5 Millionen mit Rundfunkempfängern versehen, rund 10 Prozent aller Haushaltungen verfügen über einen Kühlschrank.

Mehr Selbstmörder als Verkehrstote

In gleicher Richtung zu einem höheren Lebensstandard bewegen sich die Wünsche. 42 Prozent

haben den Wunsch nach einem höheren Einkommen, der 1945 überhaupt keine Rolle spielte. Dann folgen der Wunsch nach Motorisierung und der umfangreiche Raum für persönliche Wünsche.

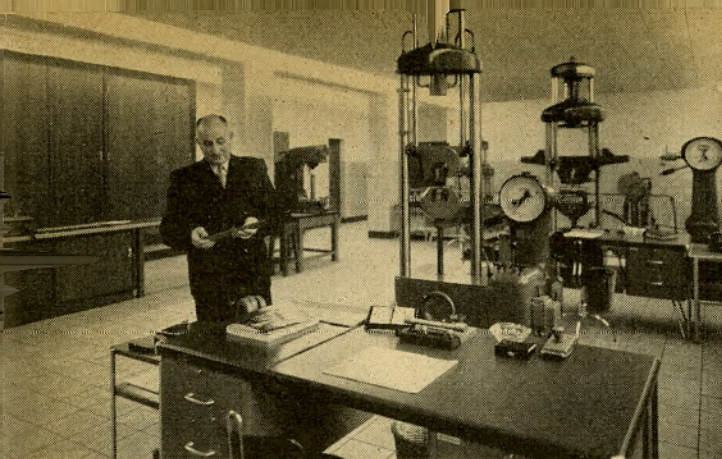
In erschreckendem Mißverhältnis zum gesteigerten Lebensstandard steht das Ansteigen der Zahl der Selbstmorde. Während ihre Zahl in den Jahren schwerer wirtschaftlicher Belastung (1946—1949) geringer war als in der Vorkriegszeit, ist sie von 1949 an erschreckend in die Höhe geschnellt. 8526 Fällen von Selbstmorden standen 7130 Verkehrstote gegenüber.

Nordrhein-Westfalen hatte im ersten Halbjahr 1954 annähernd die gleiche Zahl an Selbstmorden wie im ganzen Jahr 1947. In Dortmund betrug die Zahl der Verkehrstoten von Januar bis Oktober 1954 insgesamt 126, darunter 8 Kinder. Die Zahl der Selbstmörder betrug im gleichen Zeitraum 118.

Die Zahl der Selbstmorde ist in den Ländern mit hohem Lebensstandard höher als in jenen mit niedrigem. Wirtschaftlicher Aufschwung schützt also nicht vor Verzweiflung. Im Gegenteil: er scheint den Lebenswillen zu schwächen, während die Not den Lebenswillen anstachelt.

Es fehlen gemeinsame Werte

Trotz eines Anstiegens des Lebensstandards stehen wir in einer Kulturkrise. Wo finden wir eine Deklaration sittlicher Werte, die von allen Menschen gemeinsam anerkannt werden kann? Die industrielle Revolution hat die zwischenmenschlichen Beziehungen total gesprengt. Keine weltanschauliche Bewegung hat es vermocht, den Menschen ausgebaute geistige Stellungen zu geben. Auch die politischen Kräfte haben hier versagt. Die Vielzahl weltanschaulicher Bewegungen, die nun einmal eine Tatsache ist, zwingt uns bei Wahrung aller Toleranz, uns auf die gemeinsamen Werte und Ziele zu besinnen. So verstanden, kann die erschreckend hohe Zahl von Selbstmorden ein Warnsignal für die Selbstvernichtung der Menschen sein und ein hoffnungsvoller Neuanfang in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft werden.



Ing. Hahn in einem Prüfraum der Abnahmezentrale

Unsere neue Abnahmezentrale

Was machen Sie, wenn Sie sich einen neuen Anzug kaufen? Nun, Sie überprüfen selbstverständlich die Qualität des Stoffes; Sie wollen ja für Ihr gutes Geld eine einwandfreie Ware haben. Es gab mal eine Zeit, und sie ist nicht einmal so sehr lange her, da stellte man nicht so hohe Ansprüche wie heute. Aber diese Zeit ist vorüber. Heute wird das Beste verlangt. Das ist verständlich.

Verständlich ist auch, daß der Kunde unserer Hütte einwandfreien Stahl haben will, wenn er uns einen Lieferungsantrag erteilt. Er überprüft den Stahl auf die von ihm verlangten Eigenschaften: er nimmt den Stahl ab. Das geschieht in unserer Abnahmezentrale. Wir selbst legen selbstverständlich den größten Wert darauf, in allen Stahlsorten nur beste Qualitäten zu liefern. Nur durch beste Qualitäten, durch Qualitätsarbeit, können wir uns unsere Kunden erhalten, neue Kunden gewinnen. Das sind Voraussetzungen für die Produktivität unserer Betriebe und damit für die Erhaltung unserer Arbeitsplätze.

Seit 40 Jahren besteht auf unserer Hütte eine Abnahmezentrale. Mit der Zeit war sie überaltert. Wie das alte Blechwalzwerk I/II, so hat auch das alte Abnahmegebäude der im Bau befindlichen kontinuierlichen Halbzeugstraße weichen müssen. Die neue Abnahmezentrale wurde an der Nordseite unserer Versuchsanstalt errichtet. Hier hat sie eine zentrale Lage zu allen unseren Verarbeitungsbetrieben. Nunmehr ist auch durch die enge Anlehnung an die Versuchsanstalt eine gute Zusammenarbeit mit den Laboratorien und Forschungsbetrieben gesichert.

Ende November wurde die neue Abnahmezentrale in Betrieb genommen. Der Inbetriebnahme, die in einer kleinen Feierstunde vorgenommen wurde, wohnten Vertreter aller bei uns laufend tätigen Abnahmeorganisationen und aller Firmen, zu denen wir seit vielen Jahren in engen geschäftlichen Beziehungen stehen, bei.

Hüttdirektor Dr. Harr begrüßte mit herzlichen Worten die Gäste aus dem In- und Ausland. Er gab einen kurzen Überblick über die in den letzten Jahren auf der Hütte geleistete Aufbauarbeit. Sehr vieles sei geschaffen, sehr vieles sei noch zu tun. Zur Erreichung und Sicherung höchster Qualitätsarbeit sei auch eine leistungsfähige Abnahme erforderlich, der künftig erhöhte und neue Aufgaben zufallen würden.

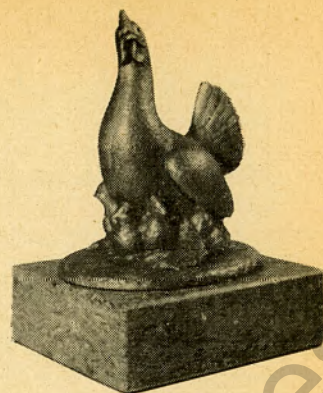
Dr. Hubert Hoff, der Leiter unserer Versuchsbetriebe, unterstrich, daß die Aufgaben der Abnahme laufend an Bedeutung gewinnen würden. Es sei ein zwingendes Erfordernis, immer hochwertigere Stähle zu erzeugen und einzusetzen. Die stetig steigenden Anforderungen an die Güte des Stahles machten es erforderlich, daß die Zahl der Prüfungen erhöht und neue Prüfverfahren eingesetzt würden. Die Abnahmezentrale sei ein wichtiges Glied innerhalb der Ver-

suchsbetriebe, da sie laufend ein klares Bild über den Stand der Güte des erzeugten Stahles liefert.

Ingenieur Johannes Hahn, der Leiter der Abnahme, nahm die neue Zentrale durch einen Zerreißversuch offiziell in Betrieb.

Arbeitsdirektor Alfred Berndszen übergab Ingenieur Hahn eine Henne, ein Kunstwerk aus Bronze, als Symbol.

Amtmann Lehmann vom Abnahmeamt der Bundesbahn überbrachte die Grüße und Wünsche der Gäste: Wo unsere Augen auch in Ihren Betrieben hinschauen mögen, wird Altes abgebrochen und Neues aufgebaut. So ist nun auch das Haus, das wir heute einweihen, neu entstanden. Der Rundgang durch die schönen, so geschmackvoll eingerichteten Räume hat uns alle davon überzeugt, daß etwas Zweckmäßiges, ja etwas Vortreffliches geschaffen worden ist. Ich möchte sagen: aus dem kleinen, so bescheidenen häßlichen Entlein ist beinahe so etwas wie ein stolzer Schwan geworden. Wir Abnahmeingenieure freuen uns sehr darüber, daß ein glücklicher Umstand Ihre Werksleitung veranlaßte, das neue Haus gerade an dieser so passenden und zentralgelegenen Stelle aufzubauen. Man meint, unsichtbar über der Eingangstür Ihres neuen Gebäudes den schönen einladenden Spruch zu lesen, den man noch an so vielen alten deutschen Häusern findet: „Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein.“ Die Visitenkarte Ihres großen Hüttenwerkes für die vielen in- und ausländischen Vertreter Ihrer Kundschaft ist da. Wir Abnahmeingenieure werden uns in diesen Arbeitsräumen bestimmt wohl fühlen und noch mal so gerne mit Ihnen zusammenarbeiten.



Die Henne für Ing. Hahn möge goldene Eier legen!



Dr. Harr (2. von links) bei der Begrüßung

Amtmann Lehmann bei seiner Ansprache im Sportheim



UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Ein Wort zuvor: Wir haben in den letzten Tagen einige Anrufe aus dem Betrieb bekommen. Da wandte sich z. B. einer „als Gewerkschafter und Sozialdemokrat“ gegen die von uns propagierte „Steigerung der Produktivität“. Wir haben diesen Anrufer gebeten — und das gilt für alle Kollegen —, uns die Meinung über das Ja oder Nein zur Steigerung der Produktivität schriftlich hereinzureichen. Schriftlich deshalb, weil wir glauben, daß vor und bei der Niederschrift doch eine gewissenhaftere Überlegung angestellt wird als bei einem Anruf. Leicht ist „ein großes Wort gelassen ausgesprochen“.

Es dürfte immerhin interessieren, daß die der SPD nahestehende Berliner Zeitung „Der Telegraph“ vor einigen Tagen schrieb:

„Die Erhöhung des Lebensstandards hängt weitgehend von der Steigerung der Produktivität ab. Allerdings ist Voraussetzung, daß der aus der Produktivitätssteigerung erzielte Mehrertrag nicht nur dem Unternehmer, sondern auch dem Betriebsangehörigen und dem Verbraucher zugute kommt. Im Bundesgebiet und voraussichtlich in Berlin beginnen demnächst Produktivitätskurse für Gewerkschaftsfunktionäre. Die Organisation liegt in Händen der Gewerkschaften, die Schulungskräfte stellt die Europäische Produktivitätszentrale zur Verfügung. Die Bedeutung des Begriffes „Zeit“, die rationelle Verwendung von Material und Werkzeug, überhaupt präzise Arbeit und ihre termingerechte Erledigung müssen besonders der jungen Generation nahegebracht werden. Die Berufs- und Fachschulen sollten auch diesen wirtschaftlichen Grundbegriffen breiteren Raum widmen. Deshalb hat die Organisation für Europäische Wirtschaftliche Zusammenarbeit in Paris ihren Mitgliedstaaten empfohlen, im Lehrplan der Schulen den Einfluß der Produktivitätssteigerung auf den Lebensstandard hervorzuheben. „Produktivität“ wird also Lehrfach.“

Wir haben dem nichts hinzuzusetzen. Wir freuen uns, daß viele Kollegen durch Verbesserungsvorschläge an der Steigerung der Produktivität mitarbeiten.

Besonders verdient gemacht haben sich:

Karl Bak, Preß- und Hammerwerk: Die auf seinen Vorschlag eingeführte Einsetzvorrichtung für Schmiedestücke hat sich nach Angabe des Betriebes sehr gut bewährt. Sie ermöglicht es, daß auch die schwersten Blöcke sicher und schnell in den Ofen gebracht werden können.

Albert Selzer, Maschinenabteilung Hochofen, und Willy Tiedtke, Neubauabteilung: Bei dem bisherigen Dichtungsring des Hochofens traten sehr häufig Störungen auf, da der Ring von der Herstellerfirma recht ungünstig konstruiert worden war. Durch

Jubilare Januar 1955

50

EWALD HONIG

Zurichterei I

40

WILHELM SCHÄFER

Werk Barop

ERNST SOMMERSTANGE

Allg. Fahrbetrieb

KARL FEDEROW

Maschinenabteilung

LUDWIG TERRE

Maschinenabteilung

25

ADOLF SCHULZ

Zurichterei I

VIKTOR PACHELA

Trägerlager

FRITZ NEUMANN

Maschinenabteilung

HEINZ JAHN

Kaltwalzwerk

HILDEGARD POTTler

Einkauf

WALTER KELLER

Energiewirtschaft

MAX ALTHOFF

Verkauf

Verdienstvolle Mitarbeiter

eine Gemeinschaftsarbeit, an der hauptsächlich die Mitarbeiter Selzer und Tiedtke Anteil hatten, wurde der Ring grundlegend geändert, so daß jetzt ein störungssicherer Betrieb mit dem Hochofen möglich ist.

Wilhelm Bollmann, Maschinenabteilung Feinwalzwerke: Die Sicherung des Auslegers am Blöckchenkran Walzwerk VIII ist ein altes Problem, das bisher unbefriedigend gelöst war. Durch die auf Vorschlag unseres Mitarbeiters Bollmann eingebaute Pufferfeder wird ein Reißen des Seiles kaum noch möglich sein, so daß die Gefahr durch ein Herunterschlagen des Auslegers so gut wie nicht mehr vorhanden ist.

Albert Kwiatkowski, Maschinenabteilung Hochofen: Die auf seine Veranlassung angebrachten Klappen an dem Wäscher der elektrischen Gasreinigung ermöglichen es jetzt, daß die Ansätze ohne Leiter — das heißt: unfallsicher und darüber hinaus sogar in der halben Zeit — entfernt werden können.

Paul Gersch, Kaltwalzwerk: Die von ihm entworfene neuartige Befestigung des Holzbelages auf Hubtischen wird den Verbrauch von Holz wesentlich vermindern.

Walter Köhler, Eisenbahnbetrieb: Die auf seine Veranlassung vorgenommene Umstellvorrichtung für elektrische Weichen hat sich bewährt und soll auch an anderen Stellen noch eingeführt werden. Hierdurch werden größere Störungen bei Versagen der Weichenmotoren vermieden.

Alfons Baumeister, Maschinenabteilung Betriebswerkstätten: Die von ihm entworfene verhältnismäßig einfache Sicherung des Seiles der Schlackenwinde im Martinwerk II, Ofen II, hat sich sehr gut bewährt. Ein Verquetschen des Seiles und die dadurch bedingte Erneuerung kommt nicht mehr vor.

Günther Strahlmeier, Stahlwerk Schlosserei: Der auf seine Veranlassung angebrachte Arretierungshebel an der Steinpresse hat den Beifall aller mit ihm Arbeitenden gefunden. Die Unfallgefahr ist wesentlich herabgesetzt.

Wir beglückwünschen unsere Mitarbeiter zu den schönen Erfolgen.

Für Rettung aus Unfallgefahr erhielten nachstehende Belegschaftsmitglieder Belohnungen vom Werk bzw. von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft:

Erich Jesse, Walzwerk VIII
Friedhelm Marotzki, Walzwerk VIII
Hugo Klingenberg, Walzwerk IV
Theo Rosendaal, Walzwerk III

Hoesch-Spundwand bei der Main-Schleuse Marktbreit

Eine der interessantesten Schleusen wurde im Zuge des Ausbaues der Großschiffahrtsstraße Rhein—Main—Donau in Marktbreit erstellt. Bisher wurden sämtliche im Bereich dieser Großschiffahrtsstraße errichteten Schleusen in Massivbauweise mit Schwergewichtsmauer gebaut. Für die Schleuse Marktbreit wurde erstmalig die Spundwandbauweise gewählt, wobei die auf der Baustelle angetroffenen Untergrundverhältnisse ausschlaggebend für die Wahl waren. Regierungsbaurat Helmut Seifert, Würzburg, schrieb über „Die Mainschleuse Marktbreit“ in der Fachzeitschrift „Die Bautechnik“ einen grundlegenden Artikel, den wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages nachstehend wiedergeben:

Im Sommer 1953 ist die zur Mainstaustufe Marktbreit gehörige 300 m lange Schleuse in Betrieb genommen worden. Die Staustufe Marktbreit (Bild 1), mit 3,30 m Gefälle, 23 km oberhalb von Würzburg gelegen, folgt stromaufwärts auf die 1952 vollendete Staustufe Goßmannsdorf und gleicht dieser im wesentlichen, jedoch mit Ausnahme der Schleuse. Die Rhein-Main-Donau-AG. hat bei der Schleuse erstmalig die Massivbauart verlassen und die Kammerwände aus Stahlspundbohlen hergestellt. Diese Ausführungsart wird nachfolgend beschrieben.

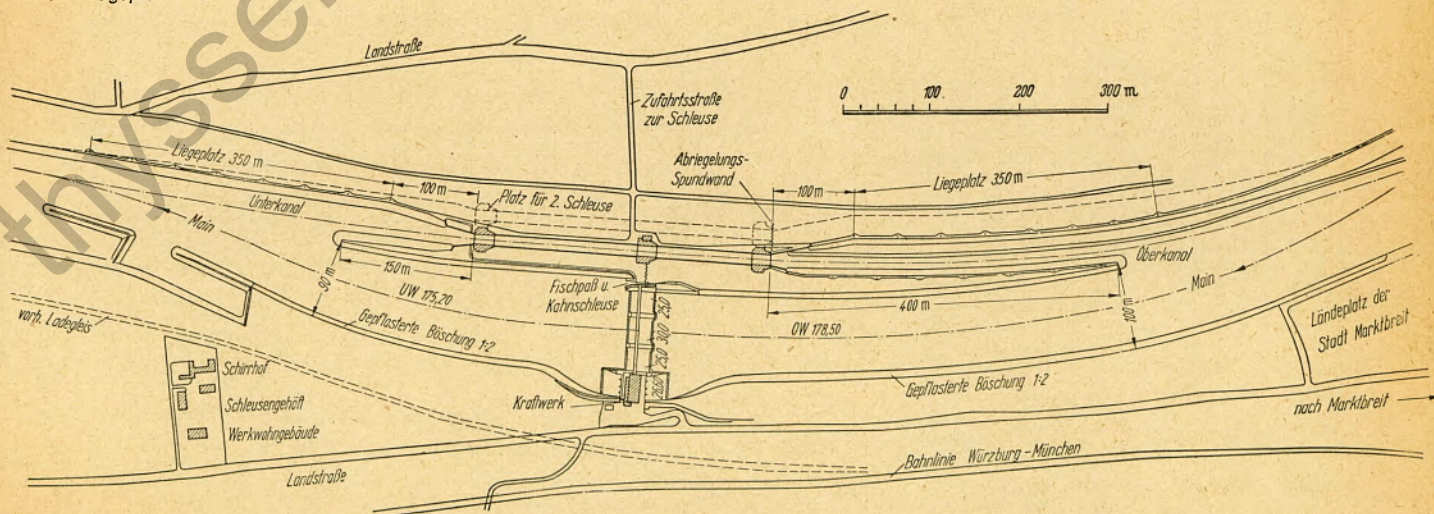
a) Beschreibung des Bauwerks

In der Flußstrecke oberhalb von Würzburg wurde bisher der Muschelkalk stets in einer für die Gründung der Bauwerke ausreichenden Tiefe angetroffen. Die aus anderen Gründen nicht mehr zu verändernde Lage der Staustufe Marktbreit hat es aber mit sich gebracht, daß die Schleuse an einer Stelle des Vorlandes liegt, wo eine wannenartige Einsenkung, entstanden durch Auslaugung der Salze und Gipse des Untergrundes, 10 bis 14 m hoch mit festgelagerten Kiessanden auf-

gefüllt worden ist. Sie enthalten in allen Höhenlagen, nach unten jedoch zunehmend, Muschelkalkbrocken, teils als Geröll, teils als einzelne größere Steine von derselben Formation wie der unter der Auffüllung liegende „mittlere Muschelkalk“, der aus verschiedenen starken Plattenbändern zwischen schwachen Mergelschichten besteht. Schwergewichtsmauern hätten zwar auf den Kiessand gegründet werden können, jedoch wäre für die Bauausführung eine teurere Wasserhaltung und gegen Unterläufigkeit an beiden Kammermauern eine Spundwandschürze bis hinunter an den Fels notwendig geworden. Es lag nahe, diese Spundwände nach oben zu verlängern und sie die Kammerwände bilden zu lassen. Der Kostenvergleich bestätigte diese Überlegung.

Die Schleusenammer hat eine Gesamtnutzlänge von 300 m und ist durch ein Mittelhaupt in zwei Kammern von 166 m und 115 m Nutzlänge unterteilt, von denen die größere stromabwärts liegt (Bild 2). Die Kammer ist 12 m breit und 3 m unter dem hydrostatischen Unterwasser tief. Die Schleusenplattform liegt 0,90 m über dem Oberwasserspiegel, die Kammerwände sind also 7,20 m hoch. Sie werden von Stahlspundbohlen, Bauart Hoesch Profil IV, Stahl 37/44, gebildet, die 2,55 m unter dem Holm verankert und gegen die Sohlenplatte der Kammer abgestützt, außerdem in den Kiessand eingespannt sind. Die Bohlenlängen wechseln mit der Felslage. Unter der unterstromseitigen Kammer steht der Fels fast gleichmäßig 14,50 m unter Holmhöhe an, die Bohlen sind also einschließlich einer Eindringtiefe von 0,50 m durchweg rund 15 m lang. Unter der oberstromseitigen Kammer wechselt die Felslage stärker. Dort beträgt bei gleicher Eindringtiefe die Bohlenlänge auf den mittleren 20 m der Kammer 18 m und nimmt nach dem Mittelhaupt auf 16,80 m, nach dem Oberhaupt auf 15,40 m ab. Vom Mittelhaupt zieht sich eine ebenfalls bis

Bild 1 Lageplan



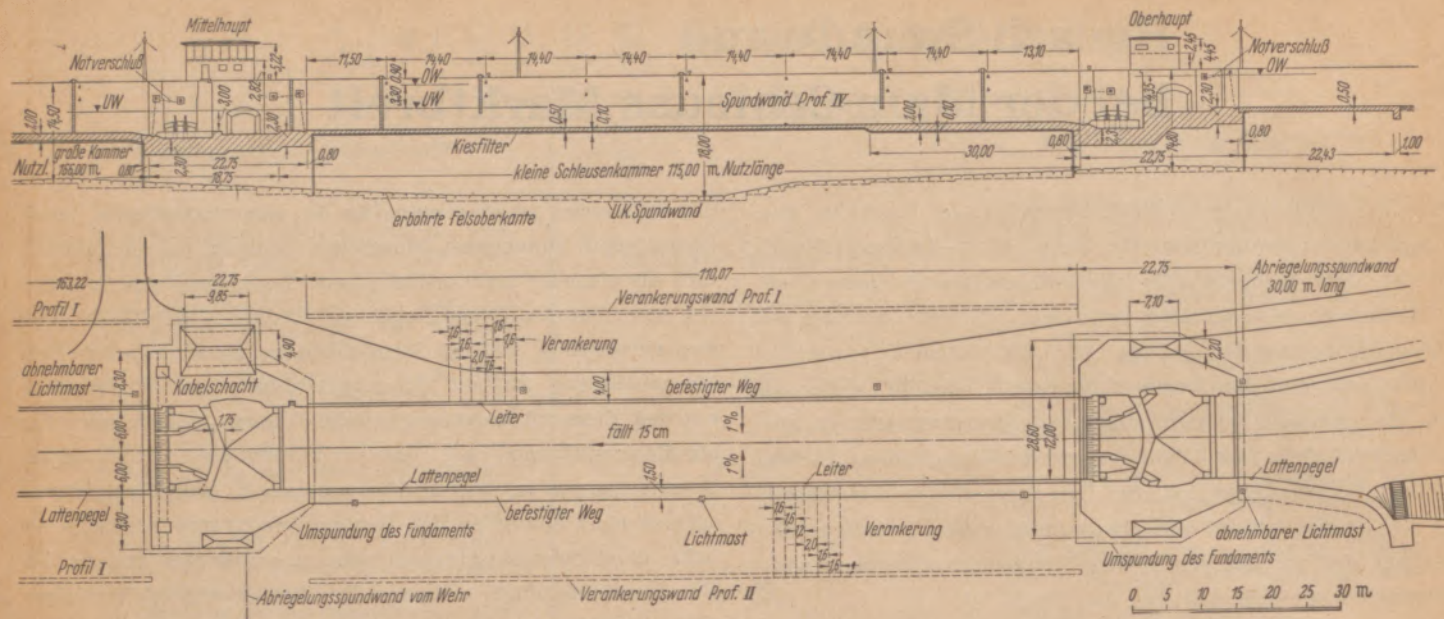


Bild 2 Kleine Kammer, Grundriß und Längsschnitt

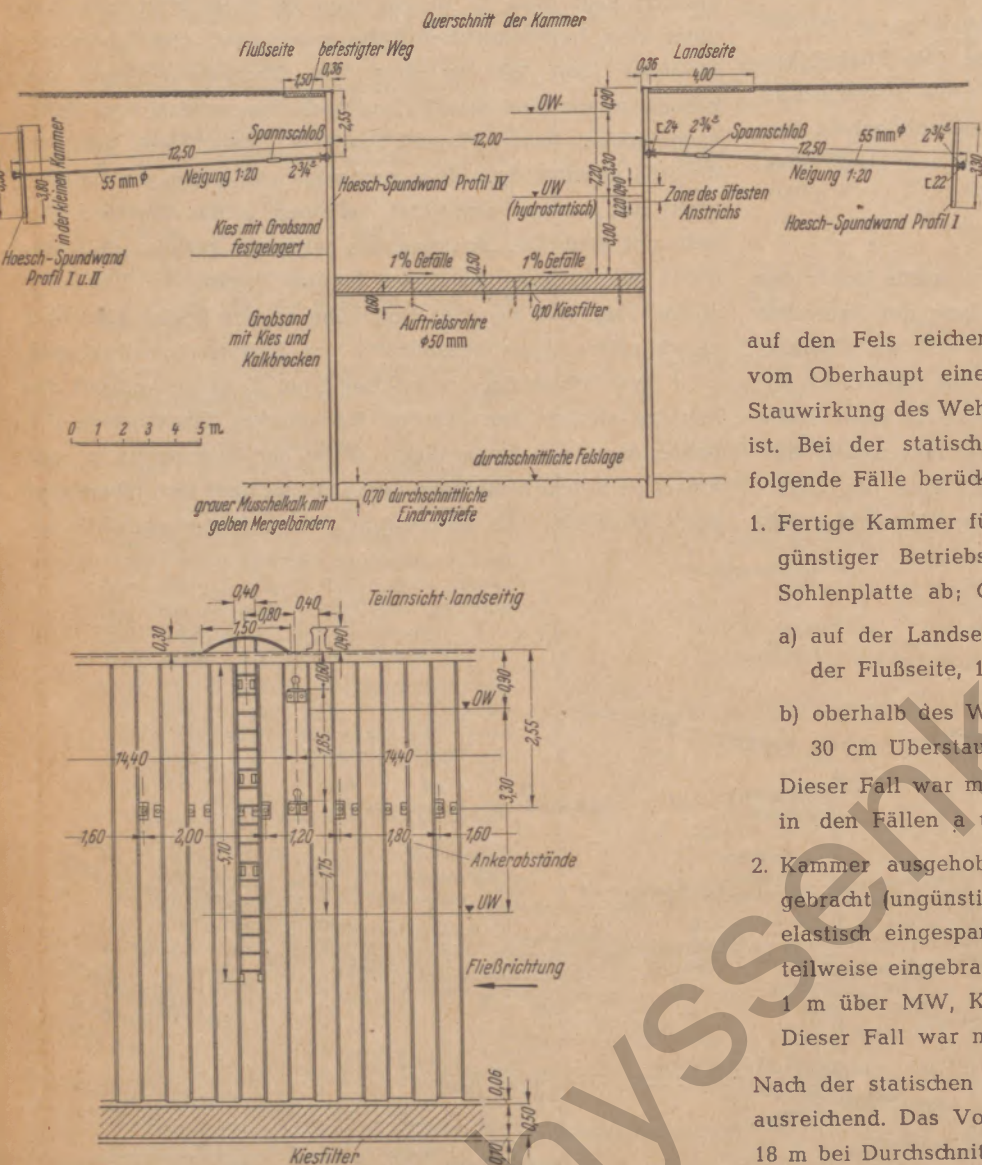


Bild 3 Querschnitt der Kammer, Teilansicht

auf den Fels reichende Abriegelungsspundwand zum Wehr, vom Oberhaupt eine gleichartige landeinwärts, wodurch die Stauwirkung des Wehres auch im Bereich der Schleuse gesichert ist. Bei der statischen Berechnung der Kammerwände sind folgende Fälle berücksichtigt worden:

1. Fertige Kammer für eine Instandsetzung trockengelegt (ungünstiger Betriebszustand). Kammerwand stützt sich auf Sohlenplatte ab; Grundwasser ist voll wirksam, steht
 - a) auf der Landseite, und unterhalb des Wehres auch auf der Flußseite, 1 m über Mittelwasser,
 - b) oberhalb des Wehres auf der Flußseite auf Stauziel plus 30 cm Überstau.
 Dieser Fall war maßgebend für Anker und Ankerwand, die in den Fällen a und b verschieden zu bemessen waren.
2. Kammer ausgehoben, jedoch Sohlenplatte noch nicht eingebracht (ungünstigster Bauzustand). Kammerwand ist unten elastisch eingespannt, Verfüllung ist über den Ankern nur teilweise eingebracht, Wasser hinter der Kammerwand steht 1 m über MW, Kammer selbst ist jedoch trockengehalten. Dieser Fall war maßgebend für die Kammerwand.

Nach der statischen Berechnung war Profil III in Stahl 45/52 ausreichend. Das Vorkommen von größten Bohlenlängen von 18 m bei Durchschnittslängen von 16 m ließ jedoch aus rammtechnischen Gründen die Verwendung von Profil IV angezeigt

erscheinen, dafür in Stahl 37/44. Die zu diesem Profil gehörige Wandstärke von 14 mm bietet zudem jede erdenkliche Sicherheit gegen Abrosten. Die für die Einspannung statisch erforderliche Länge von 12,80 m wird durchweg infolge der tiefen Felslage überschritten.

Die Anker mit 1,60 m Abstand liegen in einer Neigung von 1:20, wodurch die Ankerwand größere Tiefe erreicht und damit höheren Erdwiderstand erfährt (Bild 3). Sie sind 12,50 m lang; durch ein Spannschloß ist eine 1,50 m lange vordere Stange abgeteilt. Diese allein hat die dem $2\frac{3}{4}$ "-Gewinde entsprechende Stärke (70 mm); die hintere, lange Ankerstange ist nur 55 mm stark, hat aber aufgestauchte Enden. Trotz der Mehrkosten für die Aufstauchung war eine Ersparnis infolge der Gewichtsverringerung zu erzielen.

Auf der Flußseite der oberen Kammer bestehen alle Anker aus St 52; im übrigen ist St 37 ausreichend, mit Ausnahme der Stellen, an denen sich Wandpoller, und derjenigen, an denen sich Wand- und Kantenpoller befinden. An ersteren wurden je ein, an letzteren je zwei Anker in St 52 ausgeführt.

Besondere Aufmerksamkeit erfordert bekanntlich eine Befestigung der Anker am Gurt, die Nebenspannungen durch Biegungen infolge von Setzungen ausschließt. Auf Vorschlag der Westfalenhütte, der Lieferfirma der Spundbohlen und Zubehöerteile, wurde zwischen vorderer Mutter und Unterlegplatte ein 5 mm starker Unterlegling aus Blei eingeführt, der im Verein mit genügend weiten Durchstecklöchern durch Eindrücken eine Drehbewegung erlaubt. An den Ankerwänden ist der Bleiring entbehrlich, da dort Setzungen weit weniger zu befürchten sind. Die Ankerwand besteht, soweit die Kammerwand dem Oberwasser ausgesetzt ist, aus Stahlspundbohlen in St 37/44 Profil II von 3,80 m Länge, in den übrigen Teilen aus Bohlen Profil I mit 3,30 m Länge.

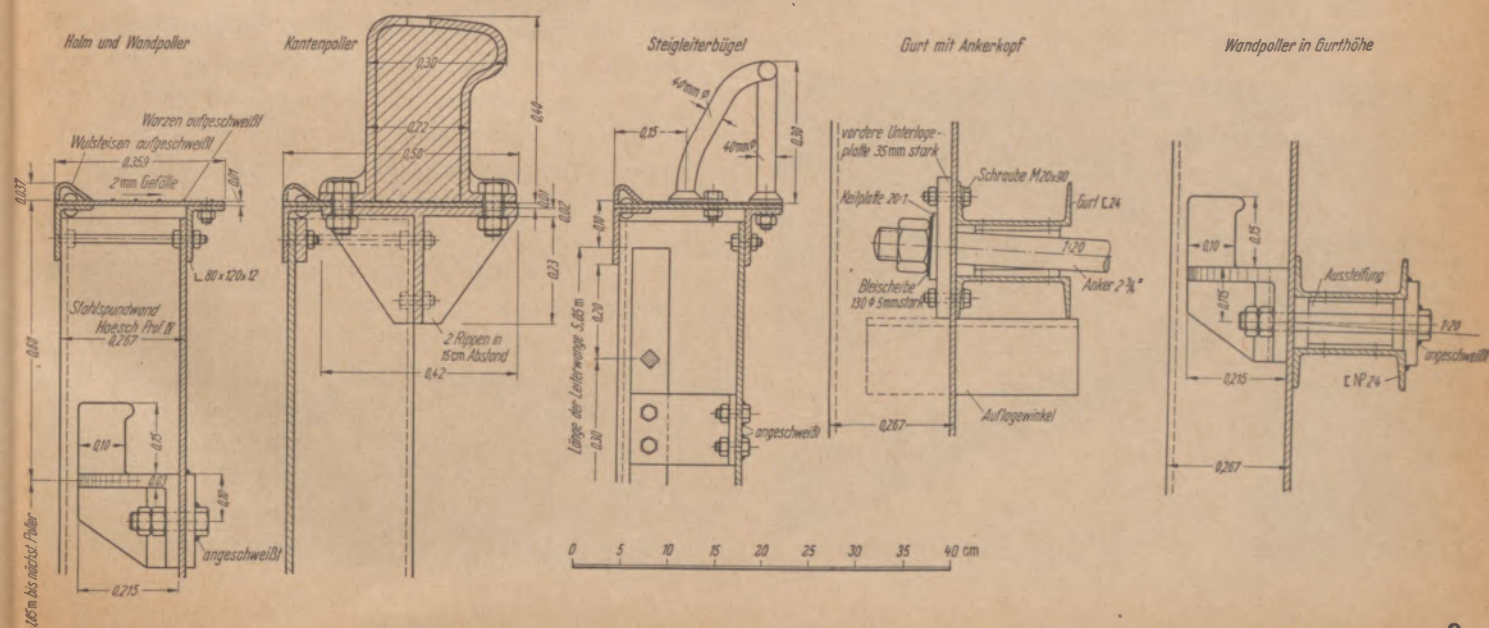
Holm, Gurt, Poller und Leitern sind aus Bild 4 und 5 ersichtlich. Warzenbleche für den Holm waren seinerzeit nicht erhältlich, deshalb sind später auf das Holmblech Warzen von 4 cm Abstand voneinander angeschweißt worden. Diese Notmaßnahme

war sogar noch wirtschaftlicher. Die Wandpoller sind für 5 t Zug bemessen. Im Falle der Zerstörung werden sie im Ganzen ausgewechselt, die später nicht mehr zugänglichen rückwärtigen Mutterköpfe der Befestigung sind deshalb gegen Verdrehen festgeschweißt. Die Kantenpoller können 20 t Zug aufnehmen. Die gewöhnlichen Leitern reichen etwa 1 m ins Unterwasser, die langen Leitern an den Enden der Kammern etwa 3 m. Ihre Wangen stecken unten mit gekrümmten Enden in Taschen, so daß sie ohne Unterwasserarbeit zur Instandhaltung aus- und eingebaut werden können.

Die Kammersohle ist eine 0,50 m starke Betonplatte auf 0,10 m sandfreiem Kies. Die Platte ist durch Rohre in 4 m Abstand, die mit umgekehrten Filtern aus Kies sorgfältig gefüllt wurden, vom Auftrieb entlastet. Unterhalb von Ober- und Mittelhaupt ist die Sohle mit Rücksicht auf die starke Wasserbewegung hinter den Umläufen auf je 30 m Länge auf 1,00 m verstärkt. Beiderseits der Holme, die nach rückwärts ein Gefälle zur Entwässerung haben, liegen Schleusenbetriebswege, bestehend aus 5 cm Kies auf 15 cm Steinpackung.

Einen Anstrich tragen die Spundwände nur auf der Wasserseite, dagegen wie üblich auf der Erdseite nicht. Auf einem kalten Grundanstrich erhielten die ständig unter Wasser liegenden Teile einen 2 bis 5 mm starken Heißenstrich aus einer Zusammensetzung von Bitumen und Steinkohlenpech, die über dem Unterwasser liegenden Teile, die vom Schleusenpersonal jederzeit ausgebessert werden können, zwei kalte Deckanstriche aus Steinkohlen-Teerpech-Lösung. Zwischen beiden Zonen liegt ein 0,60 m breiter, auf Bild 5 sichtbarer, besonderer ölbeständiger Anstrich. Er wurde für notwendig gehalten, nachdem am Main in den letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit den üblichen Anstrichen gemacht worden sind. Diese widerstehen nicht den neuen ölkohlelösenden Motorenölen, die leider immer wieder auf das Flußwasser gelangen. Es wurde ein Sonderfabrikat aufgebracht, über das nach Verwendung an benachbarter Stelle zwar gute, allerdings erst zweijährige Erfahrungen vorliegen. Auf eine Konservierung der Spann-

Bild 4 Konstruktive Einzelheiten



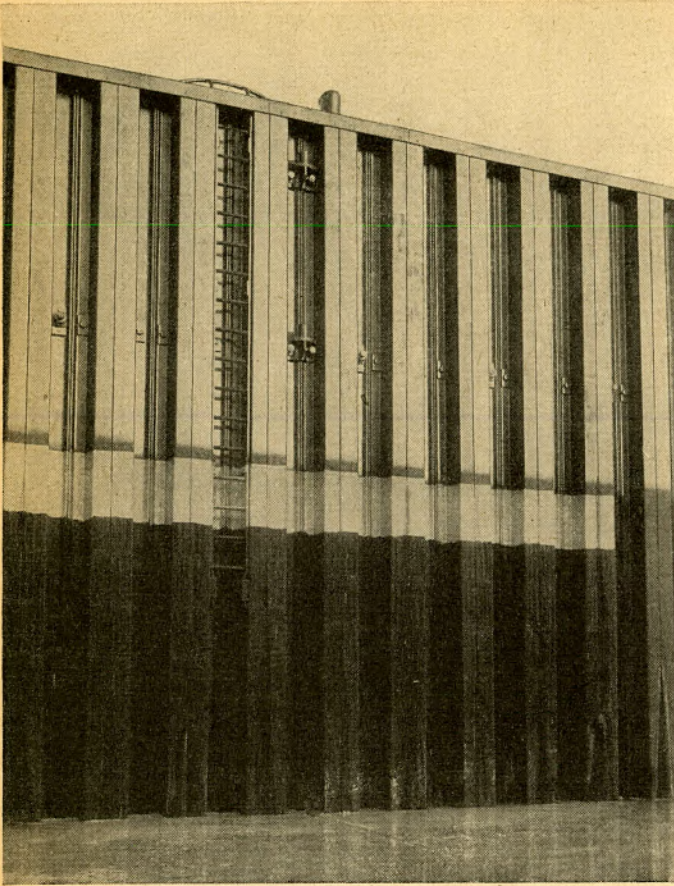
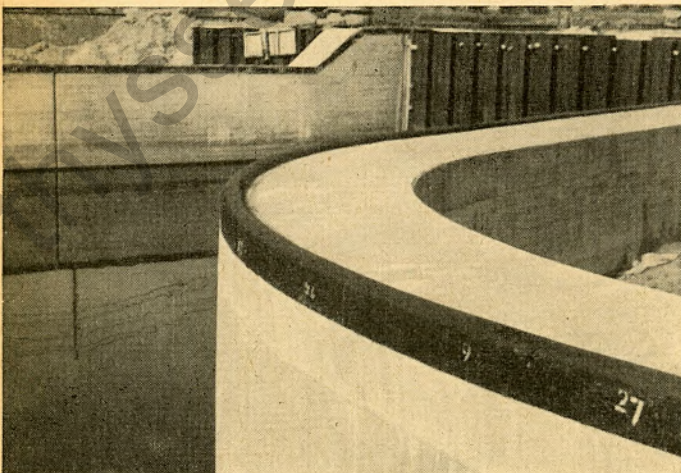


Bild 5 Teilansicht der Kammerwand

schlösser der Anker wurde verzichtet, nachdem feststand, daß ein Nachspannen in späterer Zeit ausgeschlossen und somit ein Festrosten unbedenklich ist.

Die Häupter sind an die äußersten Bohlen der Kammerwände fest angeschlossen, etwaige Bewegungen der Spundwände finden das notwendige Spiel in den Schlössern. In der Sohle sind die Häupter ringsum mit dem Unterteil der Baumspundung, die bis auf den Fels reicht, eingefast. Alle drei Häupter

Bild 6 Leitmauern vor der Verfüllung, Unterhaupt noch umspundet



sind rund 23 m lang, ein Maß, das von den Notverschlüssen bestimmt wurde. Die Fundamentplatte ist wegen des beiderseitigen Arbeitsraumes von 0,80 m noch um 1,60 m länger. Die Häupter enthalten Stemmtoore und die von der Staustufe Gößmannsdorf her bewährten dreigeteilten Umläufe mit Rollkeilschützen und Prallschwellen.

Die Leitmauern wurden voll ausgebildet, weil sie nicht wie die Kammermauern den Wasserstandsschwankungen der Schleusungen ausgesetzt sind und daher keiner Spundwandschürze bedürfen; somit konnte durch ihre Ausbildung als Spundwand auch keine Ersparnis erzielt werden. Der Kantenschutz ist in Anbetracht der sonstigen Stahlverkleidung eine Stahlguß-Wulstkante (Bild 6). Die Sohle der Vorkanäle besteht in der Nachbarschaft der Häupter aus Beton.

Das Steuerhaus, landseits am Mittelhaupt gelegen, ist möglichst gedrängt und vor allem mit guter Sicht ausgebildet; die weitgehende Verglasung reicht bis 0,30 m über Fußboden, so daß der Schleusenbeamte auch vom Schaltpult die Vorgänge auf der Schleusenplattform beobachten kann. Das Schaltpult hat U-förmigen Grundriß, was leichte Bedienung bei geringem Raumbedarf ermöglicht. Die Tor- und Schützenmotoren liegen in besonderen Antriebshäusern an den Häuftern, 2,40 m über Schleusenplattform; am Mittelhaupt entfällt ein besonderes Antriebshaus, die Antriebsmotoren sind im Steuerhaus untergebracht. Ein Schleusensteg ist entbehrlich, weil das Schleusenpersonal die Schleuse bis zur Überflutung auf den Toren überschreiten kann; bei höheren Wasserständen braucht die Schleuse und das Steuerhaus nicht mehr zugänglich zu sein. Das Wehr wird dagegen auch bei höheren Wasserständen von dem Schleusengehöft, das auf dem anderen Mainufer liegt, unmittelbar erreicht. Elektrische Kabel kreuzen die Schleuse in einem Kanal in der Sohle des Mittelhauptes. Öffentlicher Verkehr war nicht zu berücksichtigen.

b) Bauausführung

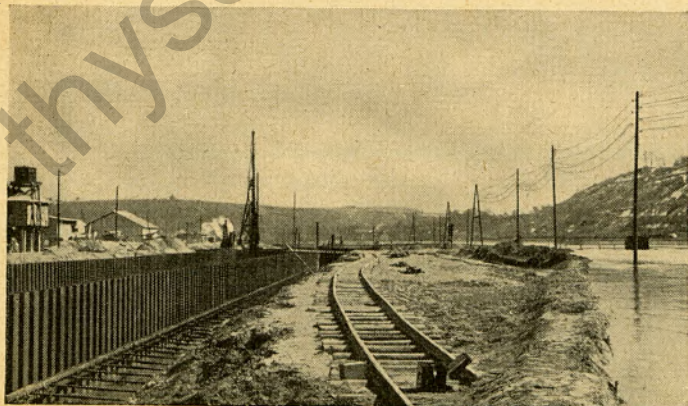
Alle Bauarbeiten gingen innerhalb eines zu Beginn angelegten Hochwasserdammes vor sich, der sich an der ursprünglichen Uferlinie flußseits der Schleuse entlangzog und, Ober- und Unterkanal etwa in der Mitte überquerend, den Anschluß an das höherliegende Gelände fand (Bild 7). Innerhalb dieses Bereiches entstanden nacheinander durch Umspunden der drei Häupter drei kleinere, durch Rammen der Kammerwände zwei lange und durch Teilaushub des Ober- und Unterkanals zwei weitere Baugruben, insgesamt also sieben Baugruben. Jede von ihnen wurde für sich in offener Wasserhaltung trockengelegt und -gehalten. Entsprechend der Natur des Untergrundes war die Wasserhaltung sehr bedeutend.

Den Rammarbeiten ging die Ausschachtung auf das 3,40 m unter Spundwandholm liegende Rammplanum voraus. Während der Weiterarbeit im Ober- und Unterkanal konnte vom Rammplanum aus probegerammt werden. Dafür standen 7 bis 12 m lange Doppelbohlen Profil III in St 37 und ein Schnellschlaghammer von 3,6 t Bärge wicht zur Verfügung. Obgleich der Fels nicht immer zu erreichen war, trafen einige Bohlen im Kies-sand auf Hindernisse, so daß sie sich nach dem Ziehen als unten stark verschlagen und zusammengedrückt erwiesen; in

2 Fällen von 19 war es unmöglich, die Bohlen vollständig einzurammen. Andere Bohlen dagegen drangen bis 1,75 m in den Muschelkalk ein, ohne Schaden zu leiden. Es waren also die Zufälligkeiten des Antreffens von größeren Geröllbrocken für die Rammmöglichkeiten maßgebend. Mit derartigen Hindernissen war aus Gründen der Wahrscheinlichkeit bei großen Bohlenlängen eher zu rechnen als bei kleinen, wie auch der Vergleich kurzer und langer Probebohlen und später die Ausführung bestätigten. Solche Einzelhindernisse, die nach der Proberammung nicht allzu zahlreich sein konnten, waren als überwindlich anzusehen, wenn man fachweise rammt. Für höherliegende Hindernisse blieb der Ausweg, sie beim Ausschachten wegzuräumen und die Bohlen nachzuschlagen. Es konnte also angenommen werden, daß eine vollkommen dichte und gerade Spundwand durchweg zu erreichen war, allerdings nicht mit Profil III, vor allem bei den größeren Bohlenlängen. Zur Verwendung kam daher, wie gesagt, Profil IV in St 37. Eine Toleranz wurde der Sicherheit des Anschlusses an den Fels wegen nur als Plus-Toleranz (200 mm) zugelassen. Ein Grundanstrich im Werk entfiel. Die Bohlen kamen ungelocht auf die Baustelle, weil so lange Bohlen stets nahe dem Schwerpunkt mit Seilschlaufen gefaßt werden und die Löcher nur zu Verformungen beim Schlagen führen, abgesehen von der Notwendigkeit, sie zuzuschweißen. Für die Umspundungen der Häupter wurde Profil III verwendet, zunächst in Sonderstahl, später nach guten Erfolgen in St 45/52; diese Bohlen sollten im Oberteil in möglichst gutem Zustand wiedergewonnen werden.

Die Rammarbeiten begannen mit der Umspundung des Unterhauptes und setzten sich stromaufwärts fortschreitend fort (Bild 8). Die Doppelbohlen Profil IV von durchschnittlich 2,4 t Gewicht, in der kleinen Kammer von 2,7 t Höchstgewicht wurden fachweise gerammt. Meist arbeitete eine 18 m hohe Ramme mit einem 3-t-Freifallbär voraus, während eine zweite Ramme mit einem 3,6 t schweren Dampfschnellschlaghammer (Menck & Hambrock SB 27) nachschlug. Der sichere Anschluß an den Fels wurde mit ganz geringen Ausnahmen überall erreicht, und zwar mit einer mittleren Eindringtiefe in die erbohrte Felsoberkante von 0,70 m und einer größten von 1,40 m. Im ungünstigsten Fall blieb die Bohlenunterkante 0,70 m über dem Fels. Das Erreichen des Felsens ließ sich aber durch etwa

Bild 7
Schleusenbau innerhalb des Hochwasserdammes (aufgehöhrt), Teilhinterfüllung



verringerte Eindringtiefe je Hitze nicht ermitteln, da die Bohlen fast durchweg gegen Schluß jeder Rammung sehr wenig zogen. Die letzte Eindringtiefe je Schlag schwankte beim Freifallbär zwischen 1 und 10 mm, beim Schnellschlaghammer zwischen 0,03 und 0,3 mm. Zum Niederbringen einer Doppelbohle waren bei alleiniger Verwendung des Freifallbärs 600 bis 3000 Rammschläge erforderlich; der Schnellschlaghammer mußte mit und ohne Unterstützung durch den Freifallbär bis 25 000 Schläge ausführen. Trotzdem die Proberammung Schwierigkeiten erwarten ließ, wurden zunächst in der großen Kammer mit 15 bis 16,50 m langen Bohlen völlig einwandfreie gerade Wände



Bild 8 Rammung der Kammerwände, Unterhauptumspundung fertig

erzielt, ein Erfolg des Rammens im Verbande, insbesondere in Fächern. In der kleinen Kammer war das Rammergebnis nicht ganz so gut, was den erheblichen Bohlenlängen bis zu 18 m und vermutlich angetroffenen Felsbrocken zuzuschreiben ist. Das Voreilen der Bohlenköpfe bereitete erhebliche Schwierigkeiten; in zwei Fällen sind die Bohlen aus dem Schloß gesprungen, die klaffende Öffnung reichte aber nur 10 cm über die Schleusensole. Aber auch diese Wände konnten durch Regelung mit den Ankern und mit Holm und Gurt vollkommen geradegerichtet werden.

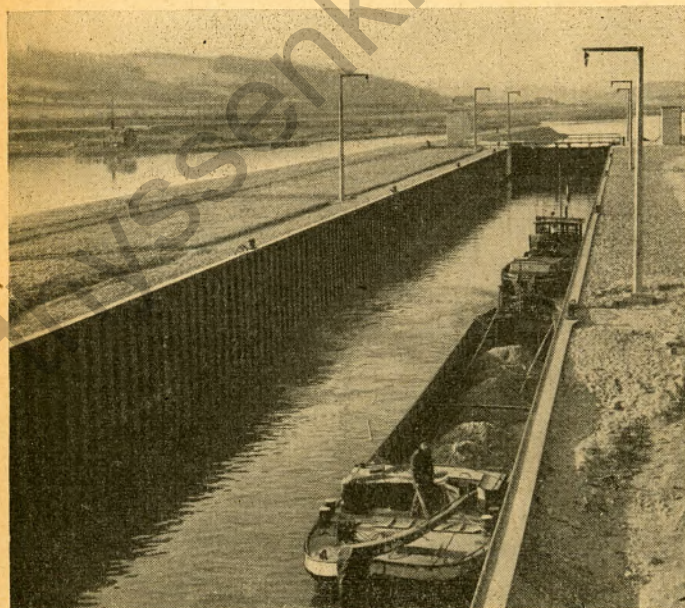
Beim Rammen trat kein Verlängern, sondern ein Verkürzen der Wände auf, bei der großen Kammer um 1,46 m und 0,63 m, in der kleinen nur unbedeutend. Die Ursache ist in den ständigen kräftigen Gegenmaßnahmen gegen das Voreilen zu suchen. Es mußte eine entsprechende Anzahl zusätzlicher Bohlen eingerammt werden. Die Rammleistung mit zwei Rammen betrug bei der großen Kammer etwa sieben Doppelbohlen je Arbeitstag (12 Stunden), bei der kleinen Kammer 3 1/2 Doppelbohlen. Im letzten Falle konnte allerdings der Schnellschlaghammer zeitweise keinen Erfolg mehr erzielen, und die Ramme mit Freifallbär mußte allein rammen; dazu kamen die erwähnten größeren Rammschwierigkeiten. Die mit der Rammtiefe wachsenden Schwierigkeiten kamen auch in der Rammdauer zum Ausdruck, die für die große Kammer 2 1/4 Monate, für die kleine Kammer 3 1/2 Monate betrug.

Für die reine Rammzeit ergaben sich folgende Werte:

	Kammerlänge m	gerammte Fläche m²	mittlere Rammtiefe m	Rammzeit Stunden		Spezifische Rammzeit Std./m² (Bär + Hammer)
				Freifallbär	Schnellschlaghammer	
Große Kammer	163,5	3693	11,3	560	390	2,6
Kleine Kammer	110,5	2982	13,5	623	333	3,2

Die 3,30 m bis 3,80 m hohen Ankerwände wurden jeweils innerhalb weniger Tage von einem Bagger mit angehängtem Schnellschlaghammer VR 20 geschlagen. Die Anker wurden auf dem Ramplanum verlegt und kamen damit praktisch auf gewachsenem Boden zu liegen; soweit infolge der Schräglage der Ankerboden darunter aufgefüllt werden mußte, wurde er verdichtet. Setzungen sind demnach nicht zu befürchten. Hinterfüllt wurde zunächst nur bis 4 m Entfernung von der Kammerwand, um sie nicht voll zu belasten. Die Ankerwand hatte jedoch damit schon einen genügend großen Erdkörper vor sich, so daß die Ankerkraft ausreichte, die Kammerwände für einen Aushub bis Unterkante Betonsohle zu halten. Noch vor dem Betonieren der Sohle wurde die Wand ausgerichtet und verholmt. Schwierigkeiten beim Aufbringen des Holmes wurden dort, wo die Wand etwas unregelmäßig verlief, d. h. in der kleinen Kammer, dadurch vermieden, daß die senkrechten Schenkel des Holmes um 20 mm weiter gestellt wurden, als dem theoretischen Bohlenmaß entspricht. Nunmehr folgte das Betonieren der Sohle und Hinterfüllen der Spundwand sowie deren Konservierung. Diese ließ sich nicht lückenlos ausführen, weil auf die untersten 1 bis 2 m über der Sohle das aus den Schlössern austretende Wasser sich dreiecksförmig über die Bohlen ausbreitete und den Anstrich dort verhinderte. Trotz etwaiger Beschädigung wäre deshalb ein Grundanstrich im Werk zweckmäßig gewesen. Beim Einstellen der Wasserhaltung in jeder Kammer wurde nach Entfernen des Saugkorbes aus dem etwa 1,5×1,5 m großen Pumpensumpf ein genau gleichgroßes Stück Sohlenplatte mit dem Bagger

Bild 9 Fertige Schleuse gegen Unterhaupt



eingesetzt, nachdem der Pumpensumpf unterhalb U.K.-Sohle mit Schotter aufgefüllt worden ist.

Die Umspundung der Häupter wies keine Besonderheiten auf. Am Oberhaupt machten sich die schwierigen Rammverhältnisse dadurch bemerkbar, daß einige Bohlen auf Höhen bis zu 3 m über Aushubsohle aus dem Schloß sprangen, eine Bohle sogar ausriß und sich aufrollte. Hier mußte mit Holzkästen und eingeschweißten Blechen gedichtet werden. Die Bohlen der Umspundung wurden vor dem Verfüllen oberhalb der Fundamentplatte abgeschnitten und nach dem Verfüllen gezogen. Die Bohlen, des 12 m langen Teilstückes innerhalb der Kammer wurden nach vollendeter Tormontage jeweils bei Wasserspiegelausgleich an der Sohle abgeschnitten und herausgezogen; die am Kreuzungspunkt mit der Kammerwand in deren Wellental angebrachten Schloßteile blieben dabei stehen.

Der Stahlverbrauch ist aus der folgenden Tafel ersichtlich:

	große Kammer t	kleine Kammer t	ganze Schleuse t
Kammerwände	905	701	1606
Ankerwände	107	87	194
Umspundungen der Häupter			789
Abriegelungswand am O. H.			89
Spundbohlen zusammen			2678
Konstruktionsmaterial	144	111	255
Stahl insgesamt			2933

Hiervon wurden 365 t von den Häupter-Umspundungen wiedergewonnen. An Beton wurden 16 000 m³ eingebracht.

Die Entscheidung über die Bauart der Schleuse wurde vor dem 1950 beginnenden Anstieg der Stahlpreise gefällt. Damals betrugen die Mehrkosten einer Schleusenkammer mit Schwerkgewichtsmauern, Spundwandschürzen und auftriebsentlasteter Sohle 33% gegenüber einer Spundwandkammer. Der Vorsprung der Spundwandkammer ist durch die Stahlpreiserhöhungen stark gesunken, beträgt aber nach dem heutigen Preisstand immer noch über 10%. Der lfd. m Kammer kostet heute in der beschriebenen Ausführung der Schleuse Marktbreit 6400 DM, während für die Vergleichsausführung in Beton etwa mit 7000 DM/lfd. m zu rechnen ist. Der Unterschied von 10% wird durch die Wasserhaltung, die in beiden Fällen nicht eingerechnet ist, noch vergrößert. Bei den Längenverhältnissen der Schleuse Marktbreit machten allein die Kosten des Tiefbaues der Häupter 75% der Kosten der Kammer aus; ein weiterer erheblicher Anteil an den Gesamtkosten entfällt auf die von der Örtlichkeit abhängigen Vorkanäle mit Leitmauern und die maschinelle Einrichtung. Dadurch sinkt die auf die Kosten der ganzen Schleuse bezogene Ersparnis infolge Spundwandausführung der Kammer bei heutigem Preisstand wesentlich unter 10% herab.

Das gesamte Stahlmaterial, mit Ausnahme von 140 t, wurde von der Westfalahütte AG geliefert. Die Bauausführung lag in den Händen einer Arbeitsgemeinschaft der Firmen Polensky & Zöllner und Karl Stöhr. Im Zusammenwirken der Liefer- und Baufirmen ist ein den Bauherren voll befriedigendes Bauwerk entstanden. Eine Teilansicht der fertigen Schleuse ist auf Bild 9 wiedergegeben.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Wir stellen uns der Diskussion

Das betonen wir als Redaktion ausdrücklich und gerade zu Beginn eines neuen Jahrganges unserer Werkzeitschrift. Wir weichen also der Kritik keineswegs aus.

Wir sind nicht so überheblich, von uns zu behaupten, daß jede Veröffentlichung jedem paßt. Wir wissen es: Dem einen berichten wir zuwenig aus dem Raum „jenseits unserer Werksgrenzen“, dem anderen zuviel; der eine will mehr Sozialpolitik, der andere mehr Bilder, der dritte mehr Text; ein anderer ist böse, wenn wir irgendeine „Stellung“ beziehen. Nun, wir wollen und können keinesfalls farblos sein, wenn wir auch unparteiisch — und unabhängig — sein müssen. Man sollte es uns erlauben, daß wir das eine oder andere Thema anpacken, auch wenn wir hier und dort ein empfindliches Hühnerauge antippen, wobei wir als Werkzeitschrift selbstverständlich weder die offizielle Ansicht des Vorstandes noch die offizielle Auffassung des Betriebsrates sind oder zu sein brauchen. Aber wir wollen nicht in eigener Sache sprechen, das um so weniger, als wir im „Volkswirt“ einen Artikel von Peter Sweerts-Sporck finden, der die Überschrift trägt:

Das Dilemma der Werkzeitschriften

Was bedeuten denn heute noch die Meinungen einzelner Privatpersonen oder Publizisten? Was können sie noch bedeuten angesichts der festgefügt, unerschütterlichen Kollektivmeinungen unserer Fraktionen und Verbände. „Die Partei meint“, „die Gewerkschaften behaupten“, „im Arbeitgeberlager ist man der Auffassung“ — Tag für Tag stoßen wir auf derartige Formulierungen. Und wirkt es nicht wie ein Sakrileg, als einzelner von diesen geradezu ex cathedra verkündeten Meinungen abzuweichen? Angesichts der humorlosen Starre, mit denen die Unfehlbarkeit aller dieser Meinungen im allgemeinen vertreten wird, ist es verständlich, daß viele Publizisten vorzeitig resignieren. Sie verzichten in wesentlichen Fragen oft auf ihre eigene Meinung, passen sich an, kurzum, lassen sich ihre Zivilcourage nach einigem Hin und Her „abkaufen“. Und das Ergebnis? Aus dem sicheren Schoße der eigenen Gruppe heraus kritisiert man zwar munter die anderen, die selbstkritische Studie ist jedoch verpönt. Zugleich ist man erstaunt darüber, daß das, was geschrieben wird, beim Leser nicht ankommt, daß die Uniformität der dem Leser ja schon vorher bekannten Meinungen eine gähnende Langeweile verbreitet.

Der Redakteur im Spannungsfeld

Mit dieser Problematik hat sich zwar nicht nur der Redakteur einer Werkzeitschrift herumzuschlagen, sie betrifft ihn aber besonders stark. Er steht nämlich unmittelbar im Spannungsfeld zwischen Betriebsleitung, Betriebsrat, Gewerkschaft, Belegschaft und dem technisch-wirtschaftlichen Sachgebilde Betrieb, das einer gewissen Eigengesetzlichkeit unterliegt... Der Herausgeber und der Redakteur einer Werkzeitschrift müssen sich also nolens volens immer auch entscheiden, ob sie in ihrer Werkzeitschrift von diesen Spannungen Kenntnis nehmen wollen oder nicht, und wenn sie es tun wollen, in welcher Form das zu geschehen hat. Gehen sie den bequemeren Weg und übersehen bewußt die gesellschaftspolitische Problematik des Betriebes, dann entstehen jene freundlich-harmlosen Werkzeitschriften, in denen die Betriebstechniker, die Werbefachleute und die Feuilletonisten den Ton angeben...

Brückenschlag zwischen „oben“ und „unten“

Dienen jedoch solche Blätter der sozialpolitisch so bedeutungsvollen Aufgabe des Brückenschlages zwischen „oben“ und „unten“? Sicherlich nicht. Und es wäre auch nicht einzusehen, warum sich wegen solcher Zeitschriften Gewerkschaften, Arbeitgeber und Evangelische Akademien viel Kopfzerbrechen machten. Alle diese Institutionen meinen doch wohl einen anderen Typ von Werkzeitschriften, jenen Typ, der gesellschaftspolitisch wirken will, der mit dazu beitragen soll, das innere Gefüge unserer Gesellschaftsordnung zu festigen. Eine derartige Wirkung kann in einem Betrieb aber doch nur dadurch erreicht werden, daß alle jene Fragen offen angesprochen werden, die sozusagen in der Luft liegen, die die eine oder andere Gruppe des Betriebes unmittelbar berühren und dadurch das Klima des Betriebes beeinflussen. Uns ist

Vorurteile sind Betriebsbremsen

Erstaunt und zugleich resigniert erleben wir täglich im Berufsalltag die „Urteilskraft“ der Mitmenschen. Da bei hat man oft den Eindruck, als wäre es für sie geradezu eine berufliche Pflicht, überall und sofort mit ihrem „Urteil“ bei der Hand zu sein, sei es über Personen, Sachen oder Vorgänge.

Urteile aber erfordern in jedem Falle außer der Anwendung des Sachwissens ein präzises Denken, ein Erfassen, Ordnen, Durchdringen, Vergleichen und Überprüfen. Geschieht das immer? Das ist eine ernste Frage, die bei gewissenhafter Selbstprüfung häufig mit einem Nein beantwortet werden muß. Dieses Nein aber, zugleich ein Bekenntnis zum gedankenlosen „Urteil“, kann sehr schnell über Arbeitskameraden und Mitarbeiter den Stab brechen. Grobe Leichtfertigkeit bringt so Verstimmungen, Reibungen und unnützen Streit in den Betrieb, der genausoviel wert ist wie ein dickes Verlustgeschäft; und mehr noch, der Verlust kann zumeist ausgeglichen werden, die durch hingeworfene Fehlurteile und Vorurteile erfolgte Spannung oft nicht mehr.

Dipl.-Psychologe Dr. Bräutigam führt das vorschnelle „Urteilen“ in einem Aufsatz der Forfa-Briefe auf das sogenannte Wunsch- und Angstdenken zurück. Weil die Ergebnisse unseres Nachdenkens persönliche Wünsche gefährden und Ängste und Sorgen erwecken und bestätigen können, deshalb koste es soviel innere Anstrengung und soviel Willen zur Sachlichkeit, von Urteilstrübungen freizubleiben. Auf ein solches Wunsch- oder Angstdenken, sagt Bräutigam, würden vor allem demagogische Naturen oft abzielen. Sie arbeiten mit Suggestionen, statt sachlich begründet zu überzeugen.

Die Gefahren des Wunsch- oder Angstdenkens lauern bei jeder Entscheidung. Sie sind es, die das echte Nachdenken stören oder verhindern. Deshalb herrscht auch allenthalben soviel Mißtrauen unter den Menschen.

Der „warme Händedruck“

Ich war kürzlich in Schweden und hatte mich bald an den Gruß gewöhnt, den man sich gegenseitig zuwarf: „Hey?!“, wobei mit der erhobenen rechten Hand leicht gewedelt wurde. Worauf es aber ankommt: Man ersparte sich den bei uns so beliebten „warmen Händedruck“.

„Gib Onkel und Tante auch das Händchen, nein, das schöne Händchen.“ Wenn einem so kleinen Wesen dieser Satz, kaum daß es auf den Beinchen stehen kann, immer wieder gepredigt wird, kann es kaum wundernehmen, daß es das Händegeben als einen Zwang betrachtet, als etwas, das die Großen von einem verlangen und dem man nun einmal folgen muß. Kinder unter sich geben sich, auch wenn sie älter geworden sind, selten die Hand. Irgendeine Scheu hindert sie daran. Sie lächeln oder grinsen sich vergnügt und verstohlen zu. Wenn es Jungen sind, führen sie die Hand lässig an den noch nicht vorhandenen Mützen- oder Hutrand.

Die Vorstellung, daß man sich bei der Begrüßung unter allen Umständen die Hand geben müsse, ist eigentlich nur unter uns Deutschen so weit verbreitet. Ausländer lächeln, halb amüsiert, halb erstaunt, wenn sie beobachten, wie ein allgemeines Schütteln der Hände beginnt, sobald sich eine Gruppe von Deutschen trifft, die sich überhaupt nicht näher kennen. Wir wiederum erinnern uns der großen Empfänge in England und Nordamerika und verweisen darauf, daß die Königin von England und der Präsident der USA jeden Gast gleichmäßig freundlich mit „shake hands“ begrüßen. Das „shake hands“ aber ist nur eine Zeremonie. Der Händedruck ist etwas anderes, keine meist gedankenlose Gewohnheit, sondern Ausdruck besonderer Intimität. Mit ihm bekundet man: „Ich habe dich als Freund akzeptiert.“ Etwas von der Scheu, die unsere Kinder gegen das Händchengeben hegen, ist in dieser taktvollen Zurückhaltung gegenüber dem Händedruck außerhalb unserer Grenzen lebendig geblieben. Sollen wir darum auf den Händedruck verzichten? Keineswegs. Wie wäre es aber, wenn wir versuchten, ihm etwas von seiner ursprünglichen Würde und Herzlichkeit zurückzugeben, indem wir nicht jedem, der uns begegnet, wahl- und gedankenlos die Hand entgegenstrecken? Manchmal tut es auch eine freundlich-unverbindliche Handbewegung, ein Hallo der Hände sozusagen, ein anderes Mal ein elegantes Lüpfen unserer Kopfbedeckung (soweit wir Männer sind). Dafür sparen wir uns den Händedruck für alle diejenigen, die uns besonders lieb und wert sind.

bekannt, daß viele Publizisten diese journalistisch reizvolle Aufgabe gerne erfüllen würden. Einzelnen ist es auch schon gelungen... Allzuoft bilden jedoch die leidigen Gruppenmeinungen eine unüberwindbare Barriere. Um des lieben Friedens willen verzichten die Verantwortlichen lieber darauf, das zu behandeln, was den Leser im Grunde genommen viel mehr angeht und auch interessiert als irgendein betuliches Feuilleton... Es kann als sicher angenommen werden, daß der unverbildete „kleine Mann“ heute ein untrügliches Gefühl für Ehrlichkeit in der Publizistik besitzt. Schwarzweißmalerei ist nach der Propagandakanonade der jüngsten Vergangenheit für ihn uninteressant. So gesehen, liegt es auch im wohlverstandenen Interesse der Sozialpartner, der Betriebsleiter wie der Betriebsräte, wenn sie einer sachlichen Kritik ihrer eigenen Verhaltensweise durch einen seriösen Redakteur keine Schwierigkeiten bereiten. Nur wenn sie so handeln, wird eine Werkzeitschrift ernst genommen, beim Leser ankommen und letztlich ihre eigene Aufgabe, dem Miteinander zu dienen, erfüllen können.

Die Wirtschaftslage an der Jahreswende

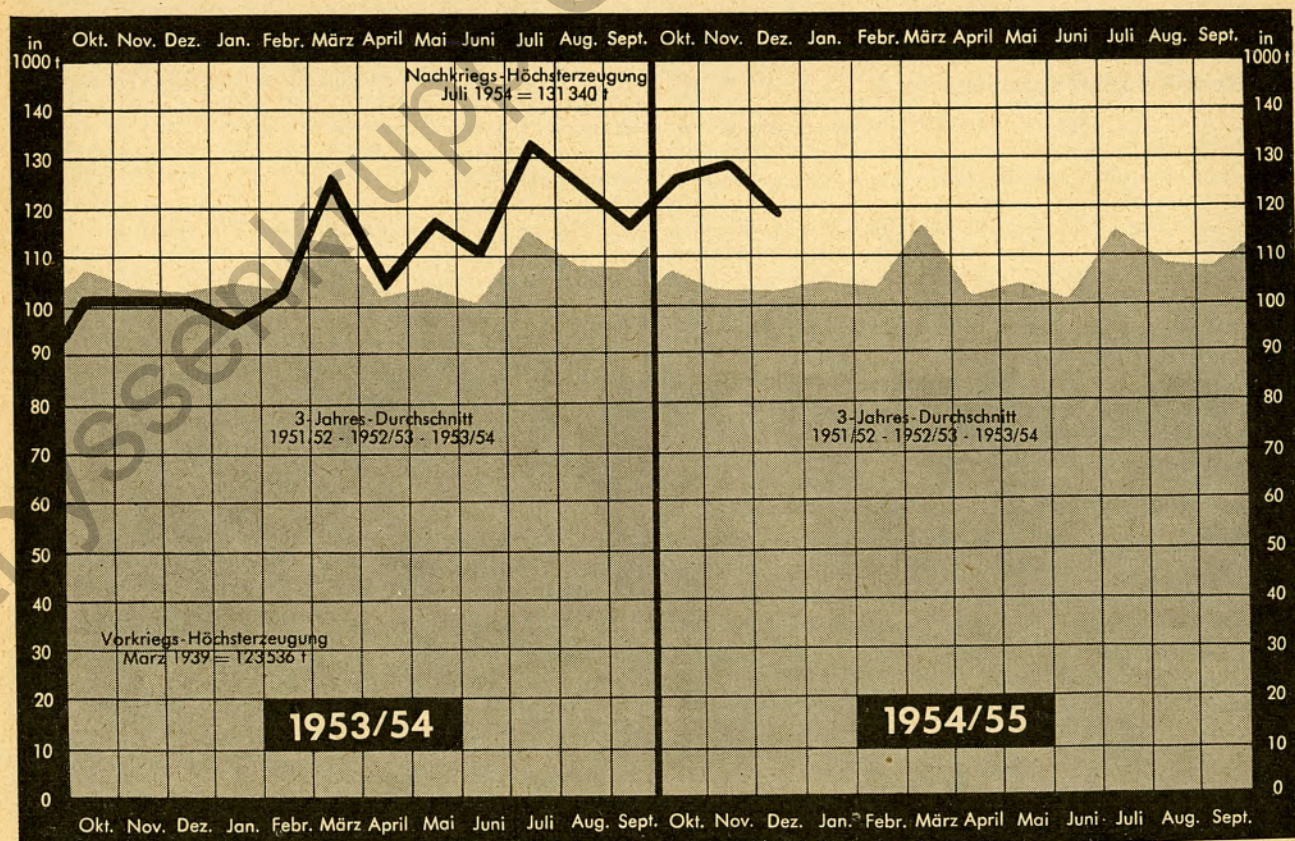
Die Wirtschaftslage wird durchweg einheitlich beurteilt. Stichwortartig läßt sich zusammenfassen:

Weltwirtschaft: Welthandel zeigt wert- und mengenmäßig leicht steigende Tendenz. Dank der Wirtschaftsexpansion in Europa. Inner-europäischer Austausch und Austausch der überseeischen Agrar- und Rohstoffländer mit Europa nahmen zu. Außenhandel der USA ging dagegen zurück. Terms of trade für die Industrieländer haben sich verschlechtert. Bei Industrieländern herrscht Tendenz zu erhöhten Einfuhrüberschüssen, bei Agrar- und Rohstoffländern dagegen zu erhöhten Ausfuhrüberschüssen.

In den USA sind Ansätze für eine leichte Belebung. Auftriebskräfte: Verbrauchszunahme, steigende Wohnbauinvestitionen, Massierung der Rüstungsaufträge. Staatsverschuldung nimmt zu.

Westeuropa profitiert von steigender Nachfrage nach Investitionsgütern. Dadurch zunehmende Beschäftigung bei steigender Arbeitszeit mit Lohnerhöhungen. Hebung des Masseneinkommens führte vereinzelt zu Preiserhöhungen. Zuwachsraten in Frankreich am größten, in Großbritannien am kleinsten. Skandinavien leidet unter Zahlungsbilanzschwierigkeiten.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



Japan mußte zu drastischen Einfuhrbeschränkungen und deflatorischen Maßnahmen übergehen. Entwicklung in Argentinien, Mittelamerika, Ceylon und im tropischen Afrika ist gekennzeichnet durch gute Ernten, erhöhte Exportumsätze, angereicherte Devisenreserven. Übersteigerte Industrialisierung verursachte in einigen lateinamerikanischen Ländern, Indonesien und Thailand Zahlungsbilanzschwierigkeiten. Fallende Wollpreise verschlechterten die Lage in Australien, Neuseeland und Südafrika.

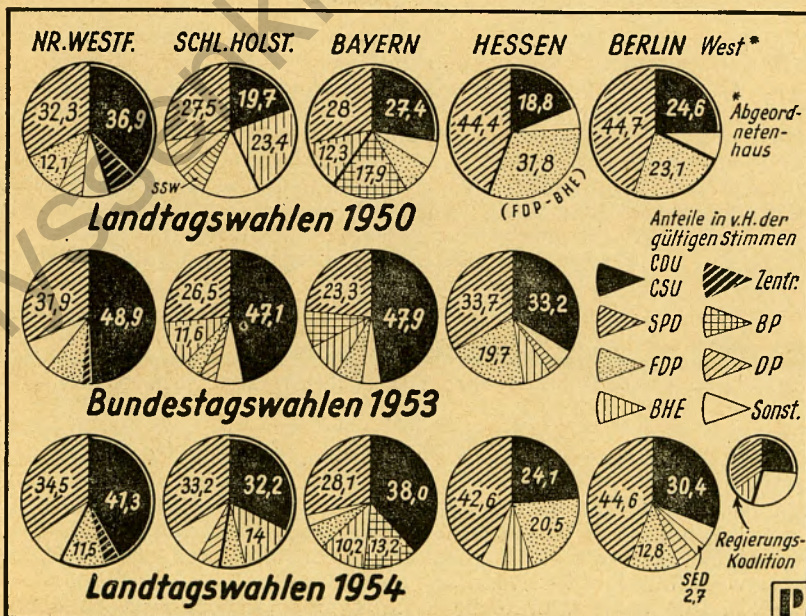
Westdeutsche Wirtschaft: Bruttosozialprodukt liegt um 8 bis 9 Prozent höher als 1953. Hauptträger der Expansion: Ausrüstungsinvestitionen der Industrie und anhaltend hohe Bautätigkeit. Auftragsbestände in den Grundstoff- und Investitionsgüterindustrien nehmen weiter zu. Aktivsaldo der Handelsbilanz jedoch seit September beträchtlich verringert, weil Einfuhr stärker zunahm als Ausfuhr. Kapitalbilanz wiederum nennenswert passiv, so daß Überschüsse der Devisenbilanz laufend zurückgehen. Lohn- und Gehaltserhöhungen regten Verbrauch an. Schwerpunkt der Zunahme liegt bei langlebigen Nutzungsgütern und hochwertigen Nahrungsmitteln. In der Eisen- und Stahlwirtschaft erfassen die Verkäufermärkte immer weitere Bereiche. Rohstahlproduktion von rund 17,5 Millionen Tonnen stellt Nachkriegshöchststand dar. Gegenwärtige Erzeugung entspricht sogar Jahresproduktion von 19,6 Millionen Tonnen.

Im Steinkohlenbergbau macht sich eine gewisse Marktenge bemerkbar. Regional und qualitativ dürfte sich die Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt weiter verschärfen. Daher Mangel an Facharbeitern, aber noch keine Erschöpfung des Arbeitskräftepotentials.

Bei Industriepreisen überwiegen Auftriebsmomente. Deutlich gestiegen sind die Baukosten. Ebenfalls nach oben gerichtet sind die Preise der Eisen-, Blech- und Metallindustrie. Vereinzelt auch im Maschinenbau und in der Elektrotechnik. An der Verteuerung der Lebenshaltungskosten waren Ernährungskosten am stärksten beteiligt. Preisanstieg im Grundstoff- und Investitionsgüterbereich wird voraussichtlich zunächst weiter anhalten. Im Verbrauchsgütersektor dürfte er bald wieder abflachen, da Angebotsverknappungen mit Importen entgegengewirkt werden kann.

Die Länderwahlen im Jahre 1954

Hier geben wir statt eines Kommentars — es ließe sich viel schreiben! — ein Schaubild, das die Ergebnisse der Wahlen zeigt, die 1954 in vier Ländern der Bundesrepublik und in West-Berlin stattgefunden haben. Zum Vergleich sind auch die Ergebnisse der Landtagswahlen bzw. der Wahlen zu dem Berliner Abgeordnetenhaus im Jahre 1950 und der Bundestagswahlen 1953 aufgeführt. (In West-Berlin wurde nicht zum Bundestag gewählt.) Dabei wurden meist nur diejenigen Parteien besonders gekennzeichnet, die Sitze in den Parlamenten errungen haben. Parteien, die die Fünfprozentklausel nicht erreichten und keine Vertreter ins Parlament entsenden konnten, sind im allgemeinen unter „Sonstige“ zusammengefaßt.



Meinetwegen

Wir werfen einander die Worte hin wie abgegriffene Münzen, ohne ihren verborgenen Sinn abzuwägen, ohne das geheime Leben zu bedenken, das in ihnen webt und beständig von ihnen ausgeht. Viele von ihnen sind harmlos, sie lassen sich hundertmal geduldig hudehnen und stehen uns doch immer wieder willig zu Diensten. Andere aber mästen sich so lange an unserer Gedankenlosigkeit, bis sie ein unheimliches Eigenleben gewinnen und sich gegen uns kehren als erbitterte Feinde. Eines von der Sorte ist das sooft (heute auffallend oft) gebrauchte Wort „Meinetwegen“.

Ich kannte einen, der ward um eines „Meinetwegen“ willen zeitlebens seines Daseins nicht mehr froh. Er hatte einen kleinen, einen winzigen kleinen Fehler nur an seiner Maschine entdeckt. Ein anderer beschwichigte ihn: „Das hält schon noch eine Weile.“ Da zuckte er die Achseln: „Meinetwegen.“ Aber eine Stunde später sprang ein Rad von der Maschine. Und ein Arbeitskammerad verlor dabei sein Leben.

Zwischen Liebenden sind böse Worte gefallen. Der Mann zögert noch auf der Schwelle. Er weiß, wenn er jetzt die Schwelle überschreitet, dann geschieht es für immer. Doch er weiß sich im Recht und will dieses sein Recht nicht preisgeben. Dennoch hat er das Gefühl, als müßte er dem Mädchen, das er noch immer liebt, eine letzte Möglichkeit geben. Seine Hand verweilt darum länger als nötig auf der Klinke, und endlich sagt er — und er sagt es ganz ohne Schroffheit —: „Also — ich gehe jetzt!“ Aber das Mädchen antwortet nur: „Meinetwegen!“ Und zwei Wege scheiden sich für immer. —

„Meinetwegen“ ...? Jawohl! Unsertwegen, um unserer Lauheit und unserer Lieblosigkeit willen sind Ströme von Blut und Tränen geflossen, das Wörtchen „Meinetwegen“ steckte endlich den ganzen Erdball in Brand. Jedesmal fiel es als ein klingender Tropfen in den großen Wermutbecher, bis er sich füllte bis zum Rand und überfloß und uns alle tränkte mit seiner Bitternis.

Denn es ist ja nicht so, daß auch nur einer sich unbrüderlich ausnehmen könnte und kalt zu den anderen sprechen „ihr“, wenn anders das Leid der Welt nicht ewig währen soll. Sondern allein aus dem „Wir“ kann uns die Genesung kommen und der Tag, an welchem ein jeder von uns reinen Gewissens sagen darf: Meinetwegen ist die Welt besser geworden!

Friedl Marggraf

Unfallversicherung

Für alle Belegschaftsmitglieder ist eine Unfallversicherung abgeschlossen, die sowohl bei Betriebs- als auch bei privaten Unfällen eintritt.

Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß alle Unfälle, bei denen voraussichtlich ein Dauerschaden verbleibt, spätestens 14 Tage nach dem Unfalltag der Rechtsabteilung gemeldet werden müssen.

Dortmund an der Spitze

Dortmund liegt in der Kohlenförderung an erster Stelle in Europa. Das geht aus den soeben bekanntgegebenen Zahlen der Statistiken des Deutschen Kohlenbergbaus hervor.

11,3 Millionen Tonnen Kohle wurden im Jahre 1954 gefördert.

7000 Kilometer lang müßte der Güterzug sein, um diese gewaltige Kohlenmenge auf einmal zu transportieren.

46 429 Arbeitskräfte erzielten diese Förderleistung.

4,6 Millionen Tonnen Koks erzeugten die in Deutschland führenden Dortmunder Kokereien 1954, und

570 Millionen Kilowattstunden melden die heimischen Zechenkraftwerke für denselben Zeitraum als Erfolgsbilanz. In Dortmund ist ein Potential an Eisen- und Stahlerzeugung sowie an Kohlenförderung wie in keiner anderen Stadt der Montanunion.

Drei Milliarden Investitionen

Nach einer kürzlich veröffentlichten Übersicht haben die 18 westdeutschen Hütten- und Stahlwerke seit der Währungsreform nicht weniger als drei Milliarden DM investiert; das ist das Doppelte ihres Aktienkapitals — übrigens auch ein Hintergrund für die Hausse der Montanaktien. So berichtet „Die Welt“ am 4. Dezember 1954.

Autoproduktion um 40 v. H. gestiegen

Die Produktion von Kraftfahrzeugen in der Bundesrepublik ist 1954 gegenüber dem Vorjahr um mehr als 40 Prozent gestiegen. Die zwölf Werke, die 1954 am Bau von Personenkraftwagen beteiligt waren, fertigten nach vorläufigen Angaben 649 646 Fahrzeuge, die sowohl Personen- als auch Lastkraftwagen und Omnibusse umfassen. Die vergleichbare Zahl für 1953 betrug 460 378. Die Steigerung beträgt 41,1 Prozent.

Steigende Erdölproduktion

Die Erdölproduktion der Bundesrepublik wird nach Angaben des Wirtschaftsverbandes Erdölgewinnung für 1955 auf rund 3 Millionen Tonnen geschätzt und sich bis 1959 voraussichtlich auf 3,7 Millionen Tonnen erhöhen.



TECHNIK und PRODUKTION

17,4 Millionen Tonnen Rohstahl

Die westdeutsche Rohstahlproduktion erreichte im Jahre 1954 17,43 Millionen Tonnen und überstieg damit die Erzeugung des Jahres 1953 um rund 2 Millionen Tonnen. Der Produktionsstand des Vorkriegsjahres 1938, der für das gesamte Bundesgebiet 17,9 Millionen Tonnen betrug, ist damit erreicht. Die Produktion von Roheisen erreichte im vergangenen Jahr rund 12,51 Millionen Tonnen; sie überstieg damit die Produktion des Jahres 1953 um annähernd 1 Million Tonnen. 1938 wurden 15,1 Millionen Tonnen Roheisen erzeugt.

Die im Oktober 1954 vorliegenden Aufträge von 1,44 Millionen Tonnen stiegen im November auf 1,5 Millionen Tonnen. Die Aufwärtsentwicklung setzte sich im Dezember fort. Nach der vorherrschenden Auffassung der Stahlindustrie wird eine weitere Zunahme der Produktion an Rohstahl, Roheisen und Walzstahlfertigerzeugnissen erwartet. Jedoch wird die künftige Produktionshöhe auch davon abhängen, wann die laufenden Investitionsvorhaben verwirklicht werden und in welchem Umfange neue Investitionen anlaufen können.

Gegenüber dem leicht abgesunkenen Stahlexport haben die Importe stärker zugenommen. Im dritten Quartal 1954 wurden überwiegend aus den Montanländern 450 000 Tonnen Stahl importiert; der Import wird für das letzte Quartal auf 500 000 Tonnen veranschlagt.

Hohe Behörde zum Stahlboom

Zum Stahlboom im Bereich der Montanunion erklärt die Hohe Behörde in ihrem Lagebericht, daß die Aufwärtsbewegung im wesentlichen eine Angelegenheit des Gemeinsamen Marktes sei. Bedeutsam sei, daß die gegenwärtigen Preise im Bereich der Gemeinschaft im allgemeinen unter den Preisen vor Errichtung des Gemeinsamen Marktes lägen. Es habe sich gezeigt, daß die Bildung des Gemeinsamen Marktes einen preisstabilisierenden Einfluß ausgeübt habe.

44 Millionen Tonnen Montanunionstahl

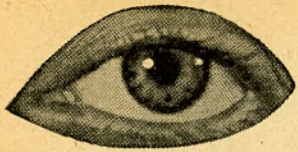
Der Gemeinsame Markt der europäischen Kohle- und Stahlgemeinschaft spiegelt nach Ansicht der Hohen Behörde jetzt auch den allgemeinen Konjunkturaufschwung, insbesondere die Ausweitung der Nachfrage auf dem Stahlmarkt wider. Im Dezemberbericht der Hohen Behörde wird die Rohstahlerzeugung der Montanunion im Jahre 1954 auf 43,6 Millionen Tonnen geschätzt. Das sind 4 Prozent mehr als im Jahre 1952, das die bisher höchste Stahlerzeugung in Europa gebracht hatte. Die diesjährige Kohlenförderung wird auf 240 Millionen Tonnen veranschlagt, das sind gut eine Million Tonnen mehr als im Jahre 1952, dessen Förderung höher war als 1953.

Industriekapazitäten zu 90 v. H. ausgenutzt

Die Kapazitäten der Industrie im Bundesgebiet waren nach einer Umfrage des Münchener IFO-Institutes im Oktober 1954 im Durchschnitt zu rund 90 v. H. ausgenutzt. Den höchsten Ausnutzungsgrad verzeichneten die Industriegruppen Spielwaren mit 106 v. H., Papiererzeugung mit 101 v. H. und Elektrotechnik mit 99 v. H. Die Kapazitäten der eisen-schaffenden und der chemischen Industrie sind bereits seit längerer Zeit voll ausgenutzt. Auch die NE-Metallindustrie dürfte ausgelastet sein. Diese Industrien wurden daher bei der Umfrage nicht erfaßt. Nur zu 73 v. H. bis 80 v. H. ausgenutzt sind dagegen die Kapazitäten der Lederindustrie, der Industrie für chemische Spezialerzeugnisse und der Holzbearbeitung.

Montanunion verfügt über 400 Hochöfen

Die Europäische Kohle- und Stahlgemeinschaft verfügt nach den Ermittlungen der Hohen Behörde über 400 Kokshochöfen und 66 Elektro-roheisenöfen. Von den Kokshochöfen waren 274 oder rund 69 Prozent in Betrieb. Dieser Prozentsatz liegt etwas höher als der Anteil, den die im Betrieb befindlichen Öfen nach dem Stand vom Juli 1951 bis 1953 einnahmen. Er liegt jedoch unter dem Anteil vom Juli 1952 mit 77 Prozent. Das Verhältnis zwischen vorhandenen und in Betrieb befindlichen Hochöfen schwankt nach den Feststellungen der Hohen Behörde vor allem unter dem Einfluß der Veränderungen, welche die Zahl der gedämpften und der in Reparatur oder Neuzustellung befindlichen Öfen aufweist.



BLICK IN DIE PRESSE

Warum die Aktienkurse steigen

Der Hinweis auf den Substanzwert reicht nicht aus, um das Steigen der Aktienkurse zu erklären. Auch die oft angeführte Behauptung, die Aussichten auf eine Rüstungskonjunktur hätten während der letzten Monate wesentlich zu den Kurserhöhungen beigetragen, ist nicht stichhaltig... Eine Rüstungskonjunktur würde nur einen bestimmten Kreis von Wirtschaftszweigen begünstigen und andere vor neue Schwierigkeiten stellen... Falsch ist es auch, der Spekulation eine größere Rolle bei den Kurssteigerungen zuzuschreiben. Gewiß regen sich hier und da schon einzelne, die zeitweilig über größere Kapitalbeträge verfügen und versuchen, an der Börse aus den Kursbewegungen Gewinne zu erzielen. Ihre scharfe Besteuerung macht aber größere Spekulationsgewinne uninteressant. Außerdem sind es nur wenige, die ihre Papiere nach Kurssteigerungen wieder abstoßen. Sie fallen weniger ins Gewicht neben der Menge derer, die Aktien als Anlage für ihr Kapital erwerben. Es ist die erfreuliche Feststellung zu machen, daß der Kreis derer, die bereit sind, ihre Ersparnisse in Beteiligungen an Aktiengesellschaften anzulegen, im letzten Jahr bedeutend gewachsen ist. Dies ist der Besserung der Einkommen und dem großen Sparwillen der westdeutschen Bevölkerung zuzuschreiben. Die Aktie ist als Anlagewert begehrt, weil sie sich in den Einbrüchen der zurückliegenden Zeit und in der Währungsreform als gut gesichert erwiesen hat... Gleichzeitig erfolgen jetzt vom Ausland umfangreiche Käufe westdeutscher Aktien... Während so die Nachfrage bedeutend gestiegen ist und hoffentlich noch größer werden wird, mangelt es an einem entsprechenden Angebot...

(Heinz Pentzlin in „Die Welt“)

Aufschwung stärker als saisonüblich

Ein Bericht der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ aus Bonn besagt: Nach Meinung des Bundeswirtschaftsministeriums legt der Anstieg der industriellen Produktion den Schluß nahe, daß zu der Expansion auch eine nochmalige Verlängerung der Arbeitszeit beigetragen hat. Dies sei um so bemerkenswerter, als die durchschnittliche Arbeitszeit in den Monaten vorher bereits das außergewöhnliche Ausmaß von 50 Wochenstunden bei den männlichen Arbeitskräften erreicht hatte. Diese Entwicklung sei als ein Zeichen dafür zu wer-

ten, daß der Faktor Arbeitskraft auf vielen Gebieten knapp zu werden beginne. Die Lage am Arbeitsmarkt zwingt daher die Wirtschaft, die betriebliche Technisierung und Mechanisierung noch stärker voranzutreiben. Allerdings werde die lebhafte Nachfrage nach Investitionsgütern auch weitgehend vom Zwang zur Erweiterung der in immer mehr Sparten ausgelasteten Kapazitäten getragen. Dabei scheinen nach Auffassung des Bundeswirtschaftsministeriums auch von der Seite der Finanzierung her die Voraussetzungen für das Fortbestehen der guten Investitionsgüterkonjunktur günstig zu sein, da sich mit der Stabilisierung der Preise die Ertragslage der Unternehmungen gebessert haben dürfte. Der Kapitalmarkt wurde zunehmend funktionsfähig. Da auch die Auslandsnachfrage nach Investitionsgütern unvermindert anhalte, seien auch auf längere Sicht Besorgnisse nicht begründet... Dagegen fehlten auch im Oktober weiterhin die Symptome für eine Verbreiterung der Konjunktur im Konsumgüterbereich, dessen Produktionsniveau nur etwa auf Vorjahresniveau lag. Allerdings liege die Sparquote unverändert hoch, wobei das sogenannte Ansparen für Güter des gehobenen Bedarfs eine immer größere Bedeutung gewinne. Doch meint das Bundeswirtschaftsministerium, es widerspräche allen bisherigen ökonomischen Erfahrungen, wenn die durch die Investitionsgüterkonjunktur ausgelöste Erhöhung der Masseneinkommen in den kommenden Monaten nicht zu einer gewissen Ausweitung des Konsums führen würde.

Arbeitszeitverlängerung oder neue Arbeitskräfte?

Zu den Auswirkungen der vorstehend skizzierten Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt führt die „Frankfurter Rundschau“ aus: Die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung verläuft im Hinblick auf die Deckung des Arbeitskräftebedarfes zweigleisig. Solange noch wirkliche Arbeitskräftereserven vorhanden sind, deckt die Wirtschaft ihren Bedarf durch Neueinstellungen. Schrumpft diese Reserve, wie es heute praktisch ist, so greift man mehr und mehr auf Überstunden und sonstige Mehrarbeit zurück. Dadurch werden sozialpolitische Fragen ins Rollen gebracht, wie sie bei der Debatte um die Besteuerung der Mehrarbeit im Bundestag bereits anklangen. Die Problemstellung spitzt sich in der einfachen Fragestellung zu, ob sich die Zunahme aus dem Wachsen des Sozialprodukts auf der Lohnseite in gleicher Weise niederschlägt. Das aber ist nicht ganz der Fall; denn der Inhalt der Lohntüte nimmt nicht ganz in dem Ausmaß zu, wie das Sozialprodukt anwächst. Um hier eine ungesunde Entwicklung zu verhindern, wäre der von den Gewerkschaften angestrebte Weg auf Übergang zur 40-Stunden-Woche oder 5-Tage-Woche gangbar. Wirtschafts- und Sozialpolitik stehen vor Schwierigkeiten, die vor allem darin liegen, daß die natürliche Entwicklung von der Verknappung der

Arbeitskräfte, vor allem der Facharbeiter, bestimmt wird und Überstunden sowie Sonntagsarbeit mitunter nicht zu umgehen sind. Das Ziel, trotz Steigerung des Sozialprodukts die Arbeitszeit herabzusetzen, sollte dennoch nicht aus dem Auge gelassen werden. Mitunter entsteht der Eindruck, die Wirtschaftspolitik unterschätze die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet. So äußerte der Bundeswirtschaftsminister, daß ihm vor den Aufgaben, die mit einer deutschen Wiederbewaffnung für die Wirtschaft verbunden sind, nicht bange sei. Tatsächlich aber dürfte die Wirtschaft nach Abzug von 500 000 Menschen aus dem Arbeitsprozeß in einer Zeit, da der Arbeitsmarkt ohnehin schon angespannt sein wird, mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Berücksichtigt man weiter, daß breite Kreise der Wirtschaft sich von der Aufrüstung eine erhebliche Kapazitätsausweitung versprechen, so würde dies eine weitere Anforderung an den Arbeitsmarkt bedeuten... Schließlich muß jeder Gedanke an ausländische Arbeitskräfte so lange von der Hand gewiesen werden, als noch Aussicht besteht, durch großzügige Umschulung und einigen guten Willen auch den älteren Angestellten wieder in Arbeit zu bringen.

Still klettern die Preise

Wenn selbst die Währung des kleinen Mannes, der Brotpreis, wackelt, gibt es stets auch auf anderen Wirtschaftsgebieten Preisbewegungen. Daß viele Preise zu klettern beginnen, kann nicht geleugnet werden... Die Möglichkeit, daß wir wieder Flugzeug- und Waffenfabriken errichten können, die Tatsache, daß wir ab 1956 rund 300 bis 400 Kasernen bauen müssen, diese Aussichten wirken sich selbstverständlich schon heute aus. Noch vor drei Monaten klagten die Sprecher der Montanindustrie, daß die Koks- und Kohlehalden im Ruhrgebiet katastrophal angewachsen seien, und heute hört man bereits, gewisse Elite-Kohlesorten, und stellenweise sogar Koks, seien „Mangelware“ geworden. Selbstverständlich hat man diese Montanprodukte noch nicht verkauft. Aber was vor drei Monaten noch „gefährlicher Lagerdruck“ hieß, ist jetzt zur „Reserve“ geworden, mit der man auf weite Sicht rechnet... Das Fundament unserer Konjunktur bildet die Bauwirtschaft. Im letzten Herbst erlebten wir eine Bauattività wie noch nie. Es geht aufwärts, sagten die Statistiker. Aber der kleine Mann, der bauen will, muß sich fragen: „Was habe ich von einer Konjunktur, wenn die Materialpreise gerade deshalb steigen?“ — Die Bauwirtschaft braucht für die nächsten Jahre keine Sorgen zu haben. Die Konjunktur wird bleiben. Die Frage wird aber vielleicht lauten: Kasernen oder Wohnungen? Für viele Geldinstitute wird es wahrscheinlich ab 1956 gewinnbringender sein, sich an Wiederaufrüstungsarbeiten zu beteiligen, als weiterhin den sozialen Wohnungsbau zu stützen... („Christ und Welt“)

Wieviel geben wir für unsere Nahrung aus?

Nach einer Mitteilung des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten ist festgestellt worden, daß auf Grund von Statistiken die Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel schon seit Jahrzehnten etwa die Hälfte der Lebenshaltungskosten betragen. Obwohl mehr für die einzelnen Nahrungsgüter angelegt werden muß, bewegen sich die Preise im Rahmen der entsprechend gestiegenen Einkommen.

Verbrauch und Ausgaben für Genußmittel haben seit einigen Jahren zugenommen. Die Ausgaben für Ernährung sind dagegen zurückgegangen. Für Ernährung wurde ausgegeben:

1949. = 48%	1951 = 46%
1950 = 46%	1952 = 44%
1953 = 42,7%	

In einer Reihe von Arbeitnehmerfamilien wurde gewissenhaft Buch geführt. Der Bundesdurchschnitt der Verbraucherausgaben für Nahrungsmittel allein liegt jetzt in jenen vierköpfigen Arbeitnehmerhaushaltungen bei gut 40 Prozent. Wie sich diese auf die einzelnen Nahrungsgüter ungefähr verteilen, zeigen folgende Zahlen:

Von den gesamten Verbrauchsausgaben entfallen auf

Fleisch und Fleischwaren	10%
Brot und Backwaren	6%
Fett	5%
Milch und Käse	5%
Obst und Gemüse	5%
Zucker und Süßwaren	3%
Eier	2%
Kartoffeln	2%
Nährmittel	2%

Das Geheimnis

„...und dann hat Anneliese mir erzählt, daß du ihr das Geheimnis verraten hast, das ich dir anvertraute, trotzdem ich dir ausdrücklich gesagt hatte, daß du es ihr nicht sagen solltest.“

„So eine gemeine Person! Ich sagte ihr doch ausdrücklich: sie dürfe es dir nicht verraten, daß ich es ihr erzählt habe.“

„Ach so! Dann sage es ihr doch bitte nicht, daß ich dir mitteilte, daß sie es mir erzählt hat.“



Das interessiert die Frau

Man muß zur Ehe erzogen werden

Eltern als Vorbild — Der Weg zum echten Eheglück

„Wenn deine Mutter dich nicht so schrecklich verwöhnt hätte, würde es bei uns nie Krach geben“, sagte eine junge Ehefrau schon acht Wochen nach der Hochzeit. „Und wenn deine Mutter dir wenigstens beigebracht hätte, wie man einen Knopf annäht und Strümpfe stopft, brauchte ich heute nicht in Lumpen umherzulaufen“, sagte der Mann als Erwiderung auf den Vorwurf seiner jungen Frau.

Das ist aber nur eine von vielen hundert Auseinandersetzungen, die es oft schon kurz nach der Eheschließung in vielen Familien gibt. Die jungen Eheleute, die nach den ersten Wochen des Glückes plötzlich die Fehler am Partner entdecken, haben durchaus nicht sofort die Absicht, sich einander anzupassen und zunächst an sich Kritik zu üben, sondern sie suchen die Mängel beim andern und auch bei dessen Eltern. Wenn sie nicht früher oder später zur Einsicht kommen, wird die Ehe eines Tages auseinandergehen. Dennoch steckt in den Vorwürfen ein Körnchen Wahrheit.

Welche Mutter, welcher Vater erzieht heute schon sein Kind im Hinblick auf die spätere Ehe? Und doch würde sicher manche Scheidung vermieden werden, wenn die Eltern rechtzeitig an das spätere Eheglück ihrer Kinder gedacht hätten. Das gilt besonders heute, wo die meisten Ehen nicht mehr als ein oder zwei Kinder aufweisen und diese Kinder naturgemäß viel mehr im Mittelpunkt der Familie stehen, als es bei einer vielköpfigen Kinderzahl der Fall ist. Das einzelne Kind wird fast immer verwöhnt und kommt daher im späteren Leben, wenn es auf sich selbst gestellt ist oder in der eigenen Ehe Opfer und Pflichten auf sich nehmen muß, viel schwerer zurecht. Die Kinder von heute sind oft zu früh reif, aber sie sind in den seltensten Fällen für die Aufgaben in der Ehe vorbereitet.

Es wird jetzt so oft darauf hingewiesen, daß Jungen damit beginnen, im elterlichen Haushalt kochen, putzen und flicken zu lernen. Umgekehrt sollte man dann aber auch einem Mädchen beibringen, wie ein Nagel in die Wand geschlagen wird oder notfalls eine elektrische Sicherung eingesetzt wird. Sie sollten aber auch, unabhängig davon, ob sie einmal heiraten werden oder nicht oder sich einem Beruf verschreiben, wieder nähen, schneiden, waschen, bügeln und kochen schon im Haushalt der Eltern lernen, um später nicht plötzlich ahnungslos vor allzu schwierigen Aufgaben zu stehen. Die Erfahrung hat es doch gezeigt, daß junge Leute in Fällen geheiratet hatten, wo die Ehefrau noch nicht einmal Strümpfe stopfen konnte, geschweige ein schmackhaftes Tischgericht herstellen.

Hier beginnt die Erziehung der Kinder zur Ehe. Die üblichen Tanzstunden vermitteln zwar Jungen und Mädchen gewisse äußerliche Formen, eine Schulung zu Kavalier und Dame, aber sie finden praktisch selten eine Nutzenanwendung im Elternhause. Im Gegenteil: durch Tanzstunden ist sehr oft der Anfang zum Müßiggang festgestellt worden sowie ein Hang zum lockeren Leben. Wenn eine Mutter ihrem Sohn nicht beibringen kann, daß er sich auch ihr gegenüber stets als Kavalier zu benehmen hat, wird er sich vielleicht niemals ändern, und wenn die Tochter nicht begreift, daß zur Dame mehr als nur ein gepflegtes Äußeres und ein zurückhaltendes Auftreten gehören, wird sie nie lernen, daß eine Dame sich vor allem dadurch auszeichnet, daß sie mit Scharm und Klugheit schwierige Situationen meistert und mit Takt und Gewandtheit drohenden Auseinandersetzungen entgegentritt. Statt ihre Jungen zu verwöhnen, sollten die Mütter sie fühlen lassen, wie sehr sie ein zärtliches und ritterliches Kind lieben. Ein Junge, der von Kinderjahren an angehalten wird, seine Mutter mit echter Zärtlichkeit zu umgeben und ihr ganz von selbst eine Arbeit abnimmt, ihr beim Einkaufen tragen hilft usw., wird sicherlich auch als Ehemann nicht versagen, weil ihm diese feinere Art der Liebe durch das Elternhaus und auch durch die Schule selbstverständlich geworden ist. Bei jeder Erziehung wirkt am stärksten das Vorbild. Eine musterhafte Ehe beeinflusst auch das Kind. Ein aufmerksamer Vater, eine liebevolle Mutter bleiben dem Kind bis ins hohe Alter stets in guter Erinnerung.



Unser Briefkasten

R. L., Walzwerk:

Selbstverständlich hat Parteipolitik vor den Toren des Betriebes haltzumachen, und Sie haben durchaus das Recht, sich diese Agitatoren vom Halse zu halten und sich gegen sie zu wenden. Übrigens entschied der Erste Senat des Bundesarbeitsgerichtes in Kassel am 3. Dezember 1954, daß ein Betriebsratsmitglied fristlos entlassen werden kann, wenn er sich parteipolitisch im Betrieb betätigt.

Frau L. S.

Ich würde einen Kassenwechsel nicht vornehmen, vor allem dann keinesfalls, wenn irgendeine Krankheit oder ein Gebrechen besteht. Denken Sie an folgenden Fall, der sich kürzlich ereignete:

Ein Zuckerkranker ließ sich überreden, seine freiwillige Mitgliedschaft bei seiner Krankenkasse aufzugeben und Mitglied einer Privatkrankenkasse zu werden. Er bedachte dabei nicht, daß die neue Kasse für bereits bestehende Krankheiten nicht aufkommt, und verlor deshalb durch den unbedachten Kassenwechsel den bei der früheren Krankenkasse erworbenen Anspruch auf ärztliche Behandlung, Arznei und Krankenpflege.

H. W., Gleisbau:

Jawohl! Um einen noch größeren „Anreiz“ zu geben, erfolgt diese Regelung seit einem Jahr.

Frau Elisabeth Schr.

Jeden Monat freue ich mich auf das Erscheinen der Werkzeitung. Selbst für uns Frauen bringt sie soviel Wertvolles und Schönes, und die Reisebeschreibungen wecken so manche Erinnerung an vergangene Ferientage oder geben uns einen Einblick in fremde Erdteile. Die Zeitschrift ist ein Schmuckstück für jeden Bücherschrank. Deshalb möchte ich mich bedanken für die so regelmäßig zugesandte Überraschung.

Frau Käthe S.:

Wir danken der Direktion sehr für die große Freude, die uns mit der Weihnachtsfeier und auch mit den großen Geschenktüten gemacht wurde. Mein Mann meint ja: „Nun, das haben wir ja mit unserer Arbeit verdient und erworben.“ Aber vielleicht sieht eine Frau, vor allem in der Weihnachtszeit, doch die Dinge ein klein wenig anders. Ich jedenfalls freue mich darüber, daß das Werk einen Teil des Gewinnes für eine solche stimmungsvolle Feier und für so nette Geschenke zur Verfügung gestellt hat. Das verbindet uns alle doch mehr als alles andere.

Christa W., 12 Jahre:

So etwas Schönes wie die Weihnachtsfeier haben wir noch nie erlebt. Das sagt auch meine Mutti, die doch viele Feiern mitgemacht hat. Ich habe in der Schule viel mit dem Gesehenen gestrunzt. Meine Mitschülerinnen meinen, ob die Hütte kommenden Weihnachten nicht eine solch schöne Feier einmal für alle Schulkinder machen könnte.

Rentner Hermann Z.:

Ich danke dem Vorstand und der Betriebsvertretung, daß sie auch diesmal wieder großzügig an uns Invaliden und Rentner gedacht haben und uns mit dem hohen Weihnachtsgeld beglückten. Für uns ist es ja unmöglich, Geld für eine würdige Weihnachtsfeier zurückzulegen. Aber dieser Sorge sind wir ja seit Jahren enthoben, weil uns immer wieder vor Weihnachten Ihr Geldgeschenk zuzug. Ihnen allen Dank und alles Gute.

Wwe. Klara B.:

Vor zwölf Jahren fiel mein Mann im Osten. Wie sehr das Werk selbst einen früheren Arbeiter ehrt, geht daraus hervor, daß ich als seine Witwe heute wieder einmal das schöne Geldgeschenk von Ihnen erhielt. Ich hörte, daß die Belegschaft auf einen Teil des ihnen zustehenden Weihnachtsgeldes verzichtete, damit auch wir ein Weihnachtsgeld erhielten. Das ist der Beweis einer echten Kollegialität, das um so mehr, wenn sie sich auch auf uns Frauen von gealterten Kollegen erstreckt. Ich wünsche allen viel Glück und Segen im neuen Jahr.

Die Stunde der langen Schatten

Einer, der vorauslief, hat sich auf dem Gegenhang mit der schußbereiten Kamera postiert und den Augenblick erfaßt, in dem die drei Gefährten über die Hügelkuppe kommen. Drei Punkte nur in einem schlichten, anspruchslosen Landschaftsbild! Aber



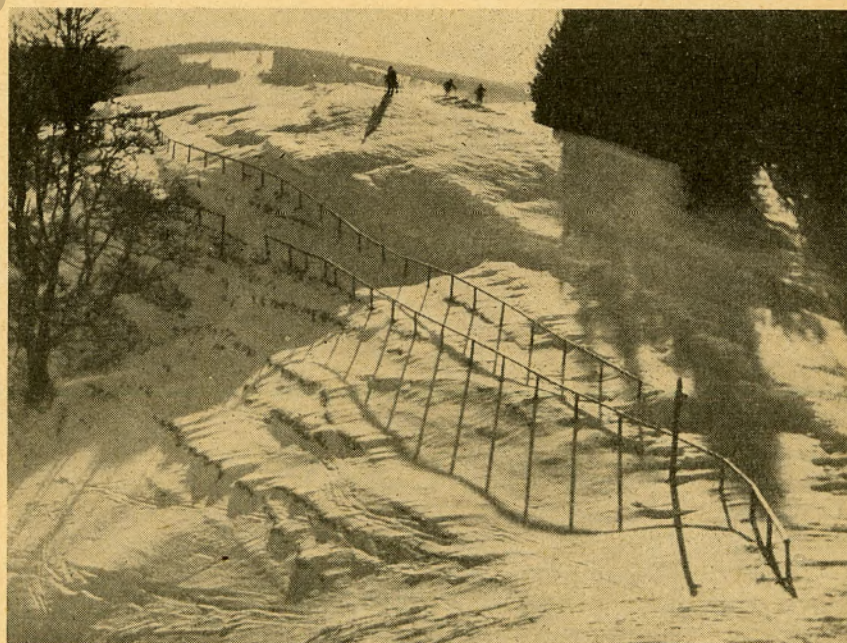
Jetzt klappert sie nicht

Ja, sie ist es, die vielbesungene Mühle im Schwarzwald, aber jetzt klappert sie nicht; Schnee und Eis haben ihr Wasserrad gehemmt. Und der Skiläufer, der am Ende seiner Talfahrt plötzlich vor diesem Bilde steht, überlegt gewiß eine Weile hin und her, ob es eine Aufnahme lohnt. Schließlich aber sagt er sich, daß klappernde Mühlen am rauschenden Bach im Sommer von jedermann geknipst werden und daß sein von leiser Wehmut erfülltes Bild einen besonderen Platz im Album verdient.

Frau Meta M.:

Zugleich auch für meine Kinder danke ich dem Werk von ganzem Herzen für die Einladung zu der wirklich herrlichen Weihnachtsfeier, die uns allen ein großes Erleben war. Wir haben schon viel davon gesprochen und werden noch oft daran zurückdenken.

auch die drei Punkte werden an diesem Bild ihr Leben lang ihre Freude haben, weil es zwar nicht ihre Fotografiertes, wohl aber die Stimmung einer glückseligen Morgenstunde wiedergibt. Das machen die langen Schatten, die den Sonnenstand anzeigen. Ein einfacher „Kunstgriff“ — man braucht ihn nur zu kennen.





Use Willem Hansmann

Wir alle kennen ihn unter dem Namen „use Willem“: Wilhelm Hansmann, der bis zum 31. Dezember 1954 Oberstadtdirektor von Dortmund war und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender unserer Westfalenhütte ist. Zum Abschluß des alten Jahres wurde er formell als Oberstadtdirektor verabschiedet. Aber die Verabschiedung war kein Abschied, denn der Rat der Stadt Dortmund trug ihm als Ehrung einen Ehrenplatz im Ratsaal der Stadt an, die ihm so vieles verdankt.

Seit frühester Jugend steht er in der Gewerkschaftsarbeit, der schon sein Vater, Heinrich Hansmann, als alter Bergarbeiterführer sich weihte. Auch Wilhelm Hansmann war zeitweise Bergarbeiter; er ist heute noch Mitglied der IG Bergbau.

Im ersten Weltkriege wurde er mehrmals verwundet. 1919 wurde er im Alter von 33 Jahren zum Landrat von Hörde gewählt. Er hat damals eine kommunalpolitische Arbeit ausgeführt, die durch ihre Weitsicht und Großzügigkeit heute in der Wirkung ihre Richtigkeit und Bestätigung findet. Aus der damaligen Zeit stammt sein Titel: „dä raue Hansmann“, der rote Hansmann. Seine Beliebtheit und sein Wirken fand damals eine umfangreiche Anerkennung, als er in einem Volksbegehren um die Selbständigkeit des Landkreises Hörde kämpfte. Damals erhielt er Wahl-

ziffern, die nur noch leicht durch die gelenkten Wahlen im Nazireich übertroffen wurden. Denn auch die schärfsten politischen Gegner haben seiner Person und seiner Leistung stets Anerkennung gezollt.

Groß, breit, wuchtig, ein „Baaskiärl“, ist er auch seinen Freunden nicht bequem: er setzt sich durch, er steht zu seiner Meinung, er ist eigenwillig, er ist kein Regner, ist hart gegen sich und andere — aber er ist ein Kamerad in des Begriffes bester Bedeutung. Von den Nazis mißhandelt und in die Emigration getrieben, wurde er 1945 sofort in das kommunalpolitische Leben eingeschaltet und im April 1946 zum Oberstadtdirektor der Stadt Dortmund gewählt.

Ein kurzer Rückblick: Dortmund war damals so zerstört, daß nur schrankenlose Optimisten noch glauben konnten, es könne auch nur annähernd wieder aufgebaut werden. Es gab damals viele Stimmen, die sagten, daß Dortmund an anderer Stelle aufgebaut werden müsse. Damals, kurz nach den ersten Betriebsratswahlen, sprach Hansmann vor den gesamten Betriebsräten Dortmunds. Er legte die Not der Stadt, der gesamten Wirtschaft, der gesamten menschlichen Gesellschaft dar. Und dann hämmerte er uns ein: „Damit ihr es wißt, ich stehe hier vor euch, weil ich die Pflicht habe, euch die Notlage der gesamten Bevölkerung vor Augen zu führen. Ihr aber, ihr Betriebsräte, habt die Pflicht, mit euren Arbeitern, Angestellten und Beamten zu reden, daß es für sie in diesen schwersten Zeiten Deutschlands die erste und größte Pflicht ist, zu arbeiten, aufzubauen, immer wieder zu arbeiten. Ohne eure Arbeit kann ich die Stadt nicht aufbauen, ohne die Arbeit aller kann die Wirtschaft nicht wieder funktionieren, können wir nicht wieder als anständige Menschen untereinander leben. Ich verlange von euch, daß ihr eure Pflicht erfüllt, und ich verspreche euch, daß ich meine Pflicht erfüllen werde.“

Das ist Wilhelm Hansmann. Die wiederaufgebaute Stadt und die in voller Produktion stehenden Betriebe beweisen es: wir alle haben unsere Pflicht getan — Hansmann hat sie bestimmt getan und ein Übermaß an Arbeit geleistet.

Wir wünschen Wilhelm Hansmann weiterhin volle Gesundheit und Schaffenskraft. Wir wünschen uns, daß er noch recht lange Streiter und Wegweiser für die soziale Gerechtigkeit sein möge, der sein ganzes Streben und aufopferndes Leben gilt.



WENN SIE DEN HAHN AUFDREHEN...

... „dann kommt Wasser heraus, das ist doch ganz einfach!“ meinen Sie. Aber wieviel Arbeit es kostet, daß das Einfache einfach wurde und bleibt, daß das Wasser „trinkbar“ ist, daß es nicht gesundheitsschädigend wird, das zeigte man den Betriebsräten unserer Westfalenhütte anlässlich einer Besichtigung des Dortmunder Wasserwerkes.

Die Entstehung des Dortmunder Wasserwerkes

geht auf die Zeit um 1873 zurück, als in Villigst das erste Dortmunder Pumpwerk gebaut wurde, übrigens eine Anlage, die auch heute noch besteht und zur Zufriedenheit arbeitet. 1891 folgte der Bau des Pumpwerks in Schwerte, 1906 des Pumpwerks Hengsen; 1912 wurde als eine Einrichtung des damaligen Kreiswasserwerkes Hörde das Dampfpumpwerk Westhofen errichtet. 1920 übernahm das Dortmunder Wasserwerk das Hörder Werk mit den diesem Werk gehörenden Einrichtungen im Ruhrtal. 1921 kam das Wasserkraft- und Pumpwerk Westhofen hinzu. Das Pumpwerk Schwerte wurde im Jahre 1922 stillgelegt. 1936 wurde das Wasserkraftwerk Hengsen in Betrieb genommen, 1945 wurde das Pumpwerk Ergste gebaut, und seit 1953 erfolgt der Umbau und Neubau des Dampfpumpwerks Westhofen.

Die Wassergewinnung und -versorgung

Dortmunds geschieht, wie bei den meisten Städten des Industriegebiets, aus dem Grundwasser des Ruhrtals. Es fließt in dem 7 bis 10 m mächtigen, aus wasserundurchlässigem Schiefer und Sandstein lagernden Ruhrkies. Nach oben zu ist der Ruhrkies durch eine $\frac{1}{2}$ bis 2 m mächtige Lehmschicht abgedeckt.

Beiderseits der Ruhr, auf einer Strecke von 17 km, hat das Wasserwerk in Abständen und in einer Entfernung von etwa 50 m vom Flußufer 350 Brunnen niedergebracht. Das von den Brunnen gefaßte Wasser wird durch 23-km-Heberleitungen den Sam-

melbrunnen der Pumpstationen zugeführt. Auf manchen Strecken sind auch insgesamt 4,5 km Sickerleitungen in Betrieb. Das sind gelöchte Betonrohre von 1 m Durchmesser, die im Ruhrkies auf dem wasserundurchlässigen Fels horizontal verlegt sind. Durch die Rohre wird das einsickernde Wasser mit natürlichem Gefälle zum Sammelbrunnen geleitet. Aus den Sammelbrunnen wird das Wasser durch Pumpen in die auf dem Haarstrang liegenden Hochbehälter gehoben. Von hier aus fließt es mit freiem Gefälle in das Rohrnetz des Versorgungsgebietes.

Künstliche Grundwasseranreicherung

Das dem Untergrund entzogene Wasser wird durch die natürliche Versickerung des Wassers aus dem Ruhrlauf ständig ersetzt. Bei der zunehmenden Verschlammlung des Flußbettes, bei langem Trockenwetter und gleichzeitig steigendem Wasserbedarf reicht das Grundwasser immer weniger aus. Das Dortmunder Wasserwerk versucht deshalb in zunehmendem Maße eine künstliche Grundwasseranreicherung. 100 bis 250 m lange und 25 bis 50 m breite Becken wurden bis zu 3 m Tiefe ausgehoben, Ruhrkies und eine deckende Lehmschicht wurden aufgetragen und die Böschungen der Becken mit Betonplatten ausgelegt. Auf den Ruhrkies kommt noch eine bis zu 1 m hohe Schicht gewaschenen Rheinsandes. In die etwa 6000 qm großen Becken wird das Ruhrwasser aus dem Flußlauf geleitet, um nach der sorgfältigen Filtrierung als Grundwasser zu versickern. In bestimmten Zeitabständen werden die Becken einer Sandwäsche unterzogen. Normalerweise ist immer die Hälfte der Anreicherungsbecken in Betrieb und in der Reinigung.

Eine zweite Grundwasseranreicherung erfolgt im Dortmunder Raum auch noch dadurch, daß das Ruhrwasser in ein Grabennetz geleitet wird. Zu Zeiten hohen Wasserbedarfs werden die zwischen den Gräben gelegenen Wiesenflächen überstaut. Diese Art der Anreicherung erfordert das Zehn-

fache der Fläche der Beckenreinigung. Sie ist also nur dort anwendbar, wo ausreichend Gelände zur Verfügung steht, was glücklicherweise für das Gebiet der Wassergewinnung des Dortmunder Wasserwerks zutrifft. Stehen doch rund 70 ha Wiesen in dem dem Wasserwerk gehörenden Gelände (750 ha) beiderseits der Ruhr zur Verfügung.

Für die Wasserförderung

in den fünf Pumpwerken sind vorhanden eine Dampfkolbenpumpe, eine Dampfturbopumpe, 4 Wasserturbinenkolbenpumpen, 14 elektrische Kreisel-pumpen, wozu ab 1955 noch drei Dampfturbopumpen mit einer Gesamtleistung bis zu 13000 hW kommen sollen. In sechs Hochbehältern in Berghofen, auf dem Hülberg bei Rüdinghausen, auf dem Höchsten, dem Schnee und in Syburg hat das Dortmunder Wasserwerk einen Speicher-raum von insgesamt 57000 Kubikmeter Inhalt zur Verfügung, in die über 60 km Druckleitungen von 500 bis 1200 mm $\varnothing$ das Wasser von den Pumpwerken gefördert wird. Seit 1945 wurden 200 km der jetzt vorhandenen 1300 km Versorgungsleitungen (außer Hausanschlüssen) verlegt. 26 km dieser Versorgungsleitungen gehören zu einer Ringleitung von 1000 mm Durchmesser, während die übrigen Leitungen Durchmesser von 80 bis 1500 mm aufweisen.

Die tägliche Förderung beträgt im Durchschnitt 258000 Kubikmeter; die höchste Tagesförderung war bisher 336000 Kubikmeter. $\frac{3}{4}$ dieses Wassers geht an die Industrie und nur $\frac{1}{4}$ an den Haushalt und das Gewerbe. Der

Tagesverbrauch pro Kopf der Bevölkerung

beträgt in Dortmund 180 l gegenüber einem Durchschnitt von 250 l der 70 größten Wasserwerke der Bundesrepublik. Der Verbrauch für die Industrie ist hierbei nicht berücksichtigt. Die Stadtteile Mengede und Derne erhalten vom Nördlichen Wasserwerk Gelsenkirchen ihre Wasserversorgung und sind ebenfalls in dem vorgenannten Verbrauch nicht enthalten. Dagegen werden vom Dortmunder Wasserwerk mit versorgt die Städte, Kreise und Gemeinden Schwerte, Holzwickede, Iserlohn und z. T. Unna, Witten und Herdecke mit einer gesamten Einwohnerzahl einschließlich Dortmund von 590000. Den Haushalten wird das Wasser über rund 45000 Wasserzähler zugeführt. Eine besondere Aufgabe für das Dortmunder Wasserwerk ist

die Wasserhygiene.

Seit dem Jahre 1902, als in Gelsenkirchen eine Typhusepidemie in besonders großem Ausmaße auftrat,

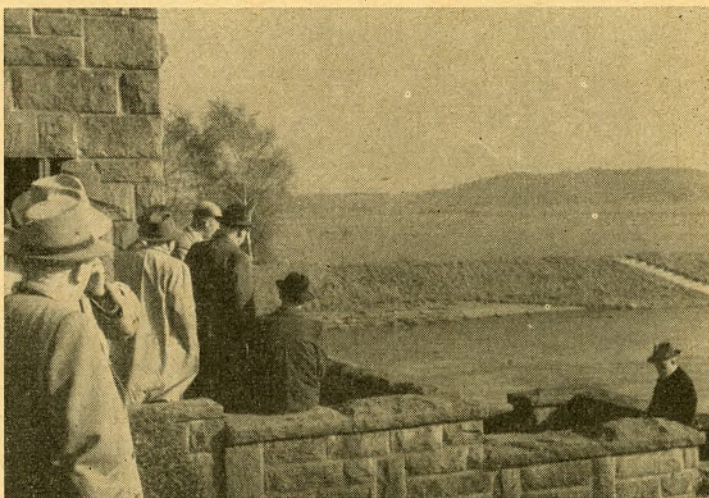
überwacht das damals in Gelsenkirchen gegründete Wasserhygienische Institut die Trinkwasserversorgung des Industriegebiets. Allgemein wird unser Trinkwasser als Ruhrwasser bezeichnet.

Nach dem geschilderten Gewinnungsverfahren ist dieser Ausdruck nicht ganz zutreffend. Die Fließzeit des Wassers aus der Ruhr und den Ruhrwiesen dauert rund eine Woche bis zum Eintritt in den Brunnen. In dieser Zeit erfährt das Wasser wesentliche Veränderungen. Die Schwebestoffe werden bei der Versickerung und Filtrierung zurückgehalten. Bereits nach etwa einer halben Woche Fließzeit sind alle Merkmale des Flußwassers verschwunden. Die Wasserbeschaffenheit ändert sich nicht mehr und entspricht der eines einwandfreien Grundwassers. Die deutsche Wasserhygiene legt Wert darauf, daß das Trinkwasser nicht nur völlig frei von schädlichen Stoffen und Keimen ist, sondern auch appetitlich schmecken muß. Je nach Sommer- oder Winterwetter schwankt die Tempera-

tur des Leitungswassers zwischen 6 und 16 Grad. Die Hygiene baut zusätzlich zum Sicker- und Filterverfahren noch zwei Sicherungsstufen ein, das ist einmal die Chlorung und zweitens die laufende Überwachung. Chlorung des Trinkwassers kennt man im Industriegebiet bereits seit 35 Jahren, wobei einem Kubikmeter Wasser etwa 0,1 bis 0,15 Gramm Chlor zugesetzt wurde. Die Besatzungsbestimmungen haben die Chlorung auf eine Höhe gesetzt, die weder von den Wassermännern noch den Hygienikern als erforderlich angesehen wurde. Dr. Beyer, der Leiter des Laboratoriums des Wasserwerks in Hengsen, führt die Überwachung und bakteriologische Untersuchung des Wassers durch. Täglich werden alle drei Stunden an zwei verschiedenen Stellen der Ruhr Proben entnommen. Außerdem erfolgen täglich Prüfungen zahlreicher Proben des Brunnen- und Leitungswassers. Durchschnittlich werden 25 Proben chemisch, 60 Proben bakteriologisch und 16 Ruhrteste auf Membranfilter täglich gemacht. Das



Unsere Betriebsräte bei der Besichtigung



seit sechs Jahren bestehende Laboratorium dient nicht nur der laufenden quantitativen oder qualitativen Überwachung, sondern hier wird auch wissenschaftliche Forschungsarbeit betrieben. Neue Methoden zur Wasseruntersuchung und Beurteilung werden entwickelt. Mit Unterstützung der Stadt, des Landes und des Bundes ist eine

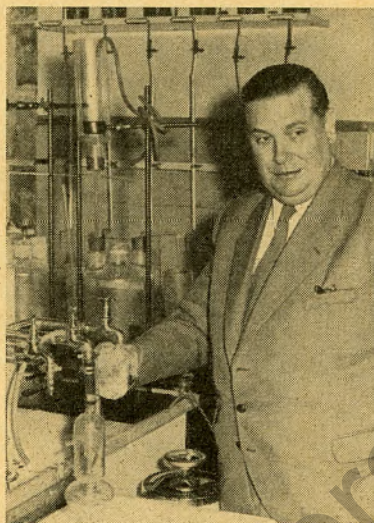
große Versuchsanlage (Lysimeter)

erstellt worden, in der die Vorgänge der Grundwasserbildung mengen- und gütemäßig experimentell untersucht werden. In einem Teil der Kästen der Anlage wird Ruhrwasser oder Abwasser zur Versickerung gebracht und der Reinigungsvorgang bis ins kleinste verfolgt. In anderen Kästen wird festgestellt, welcher Anteil des Niederschlags zur Grundwasserbildung beiträgt und welcher Niederschlagsanteil durch Verdunsten der Wasserwirtschaft verlorengeht. Diese Arbeit betreibt das Laboratorium nicht nur für die Dortmunder Verhältnisse, sondern auch für Städte aus dem Bundesgebiet, wie z. B. für München und Münster. Eine große Apparatur steht zur Verfügung. Ein Laboratorium dieser Art dürfte wohl einmalig sein im ganzen Bundesgebiet. Im Wasserwerk Westhofen soll ein zweites Laboratorium eingerichtet werden, das nur noch die laufende Überwachung des Ruhrwassers durchzuführen hätte. Die Forschungsarbeit ist zweckgebunden und soll immer im Rahmen des Wasserwerks und seiner Aufgaben bleiben, also keine Art Apothekentätigkeit, meint Dr. Beyer. Ihm bereitet das unvernünftige Handeln mancher Fabriken am Oberlauf der Ruhr viel Sorgen. An bestimmten Tagen zeigt sich eine verstärkte Verschmutzung der Ruhr, und es geschieht dann sofort alles, um den Ursachen nachzugehen und die Wirkungen zu beseitigen. Nach Ansicht von Dr. Beyer führt die Ruhr saubereres Wasser als der Rhein. Das Wasser der Lenne sei bekanntermaßen stark eisenhaltig, das der Lippe sehr salzhaltig. Die Emscher führe wegen des großen Abwasserzuflusses aus der Industrie einen Schmutz mit sich, der es verbiete, dieses Wasser wieder zu verwenden. Rund $1\frac{1}{2}$ Million cbm im Jahr bzw. 13 cbm in der Sekunde gingen der Ruhrwasserführung dadurch verloren, daß die aus Trinkwasser stammenden Abwässer der Emscher zugeleitet werden.

In den letzten Jahren tauchen in der Presse immer wieder Meldungen auf, wonach den Städten des Ruhrgebiets eine Wassernot drohe. Diese ist nach Meinung von Dr. Beyer nicht zu befürchten, zum mindesten nicht für die Haushalte. Auch in den trockensten Jahren hätten die Ruhrtalsperren zur Deckung des Wasserbedarfs ausge-

reicht. Wohl könne unter besonders ungünstigen Verhältnissen und bei einer lang andauernden und starken Trockenperiode der Wassermangel zu einer empfindlichen Störung der industriellen Produktion führen. Die Bevölkerung würde aber auch unter den ungünstigsten Verhältnissen

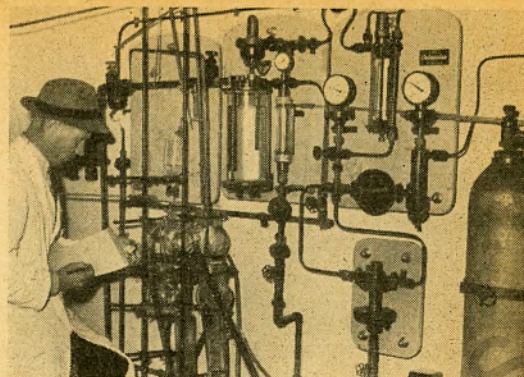
Dr. Baier



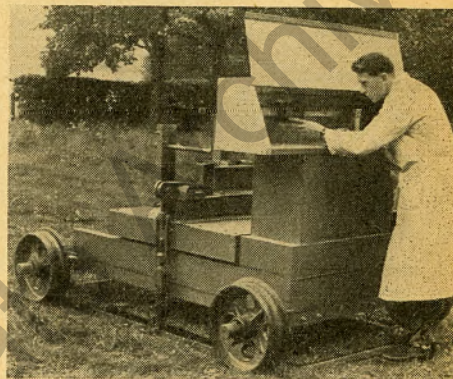
keine Sparmaßnahmen im Wasserverbrauch

zu erdulden brauchen. Im Gegenteil sei es aus Gründen der Hygiene wünschenswert, daß im Haushalt der Wasserverbrauch möglichst hoch ist. Die Werke gingen schon selbst dazu über, in einem Kreislauf das einmal genutzte Wasser für industrielle Zwecke wieder aufzubereiten und wieder zu verwenden. Sicherlich würde es gut sein, daß für das Ruhrgebiet eine weitere große Talsperre gebaut wird, um auch bei ungünstigsten Verhältnissen jeden industriellen Bedarf zu befriedigen. Das Projekt der Bigge-Talsperre, die 150 Millionen Kubikmeter Inhalt haben soll, schwebt schon seit Jahren, scheiterte bisher aber an der Beschaffung der Mittel, weil hier mit einem Kostenaufwand von rund 200 Millionen DM zu rechnen ist.

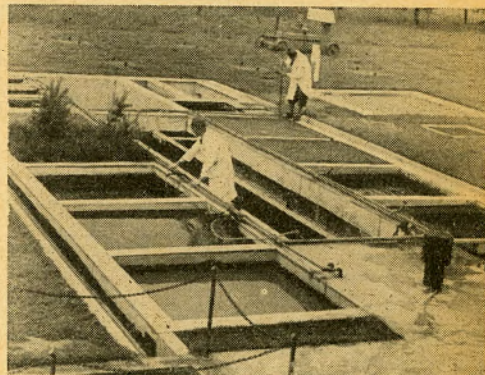
In den Betrieben des Wasserwerks sind insgesamt 1300 Personen beschäftigt, davon für die Wassergewinnung etwa 200. Arbeitsdirektor Meyer legt großen Wert auf ein gutes Betriebsklima. Er glaubt, daß zur Herbeiführung einer guten Betriebsgemeinschaft nach 1945 viel getan worden sei. Bei aller Beachtung der technischen und wirtschaftlichen Belange dürfe der Fortschritt den Menschen selbst nicht zu kurz kommen lassen.



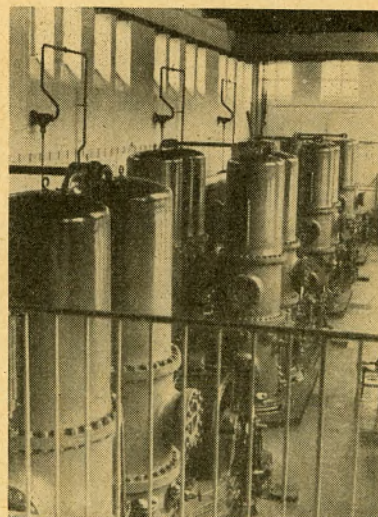
Lysimeterteste

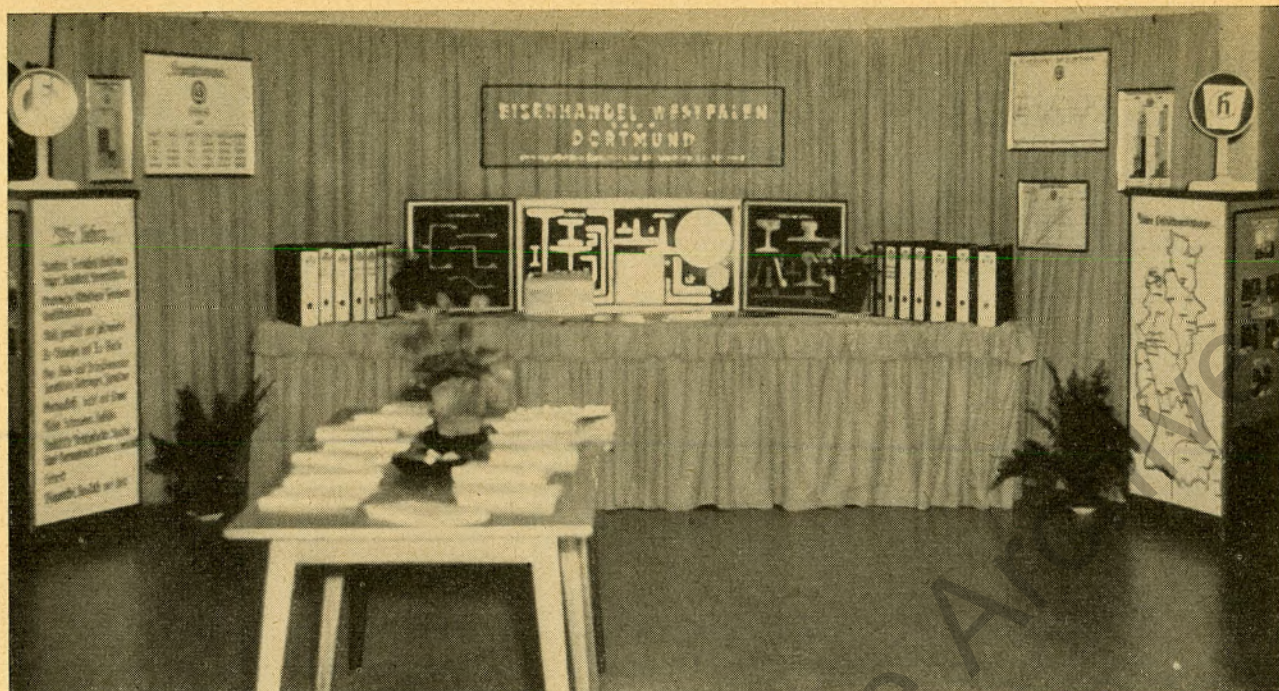


Lysimeterkästen



In einer Pumpstation





Der Stand auf der Leistungsschau

Aus der Arbeit unserer Übungsfirma Eisenhandel Westfalen G.m.b.H.

Unsere im Rahmen des DGB-Übungsfirmenringes arbeitende Firma konnte auch das Jahr 1954 erfolgreich beenden.

Die uns gestellte Aufgabe, den Mitarbeitern, restlos junge Angestellte der Westfalenhütte, die in der Mehrzahl an ihrem täglichen Arbeitsplatz nur einseitig beschäftigt werden, Kenntnisse in der Bearbeitung sämtlicher Geschäftsvorgänge zu vermitteln, konnte mit gutem Erfolg weiterverfolgt werden. Hinzu kommt, daß die Durchführung der von allen Mitarbeitern verantwortlich zu erledigenden Aufgaben, sei es im Verkauf oder in der Buchhaltung, nicht nur berufliche Kenntnisse vermittelt, sondern auch in hervorragender Weise das für die Berufsausübung erforderliche Selbstbewußtsein stärkt.

Das gute Echo, das die Übungsfirmenarbeit bei den interessierten Stellen erweckt hat, ist daran zu erkennen, daß im Bundesgebiet neben den bereits vor-

handenen Übungsfirmen bei den Werken und den Gewerkschaften eine Anzahl Landesarbeitsämter für die Schulung arbeitsloser Kollegen ebenfalls Übungsfirmen gegründet haben, die im Rahmen des Übungsfirmenringes des DGB mitarbeiten und es als ihren Erfolg ansehen, wenn diese arbeitslosen Kollegen nach einer mehrwöchigen „Auffrischung“ fast restlos wieder in Arbeit vermittelt werden konnten. Des weiteren haben einige große Firmen die Übungsfirmenarbeit der Lehrlingsausbildung angegliedert, um das in den Berufsschulen vermittelte theoretische Wissen durch praktische Übungen zu fundieren.

Um der Öffentlichkeit einen Einblick in die Übungsfirmenarbeit zu geben, veranstaltete der Ortsausschuß Düsseldorf des DGB in Zusammenarbeit mit der Übungsfirmenzentrale beim Bundesvorstand des DGB am 5. Dezember 1954 in Düsseldorf eine Leistungsschau, zu der neben zwei Firmen aus Düsseldorf und

Teilnehmer und Gäste auf der Nikolausfeier





Der Leiter der Übungsfirma, Eduard Lewandowski, erhält ein dickes Lob vom Nikolaus — und die Rute Ruprechts bleibt in Ruhe

Walter Jelling, Masch.-Abteilung, Horst Conrad, Buchhaltung, Marianne Bröckelmann, Masch.-Buchhaltung, Heinz Wiechert, Kaltwalzwerk, und Rolf Hirsch, Hoesch-Eisenhandel, freuen sich über die dicken Tüten

Doris Hofmann, I.- u. R.-Büro, liest Weihnachtsgedichte; neben ihr der Angestelltensekretär der IG. Metall, Dietrich

einer aus Köln auch unsere Firma zur Teilnahme eingeladen wurde.

Die Ausstellung war in einfachem Rahmen gehalten und sollte nur durch die ausgestellten Arbeitsunterlagen, wie Briefe, Rechnungen, Zahlungsverkehr, Buchhaltung und Bilanzen, den Interessenten einen Ausschnitt aus unserer Arbeit zeigen. Es dürfte verständlich sein, daß sich unter den Besuchern überwiegend beruflich dafür interessierte Kreise befanden, z. B. neben den Ausbildungsleitern verschiedener Werke auch die Düsseldorfer Diplomhandelslehrerschaft, von denen alle Unterlagen kritisch unter die Lupe genommen wurden, und es spricht für die Qualität der Arbeit, wenn sie von allen Seiten Anerkennung gefunden hat. Erfreulich war hierbei, festzustellen, daß gerade unser Stand am meisten von Interessenten umlagert war, da wir die Geschäftsunterlagen durch eine Reihe graphischer Darstellungen für jeden verständlich erläutert haben.

Die gute Kritik, die wir in der Presse gefunden haben, wurde durch ein Anerkennungsschreiben der Übungsfirmenzentrale beim Bundesvorstand des DGB bestätigt.

Die Mitarbeiter unserer Firma und die kaufmännischen Lehrlinge des 3. Lehrjahres, denen Gelegenheit zu einem Besuch der Ausstellung gegeben wurde, besuchten anschließend in Düsseldorf noch das Wirtschaftsmuseum.

Zum Ausklang des Jahres feierten wir das Nikolausfest, bei dem wir u. a. auch Arbeitsdirektor Berndsen als Gast begrüßen konnten. Nachdem St. Nikolaus allen Anwesenden nach seinen Eintragungen im „schwarzen Buch“ tüchtig den Kopf gewaschen oder sie auch gelobt hatte, vergaß er nicht, einem jeden ein kleines Geschenk zu überreichen.

Abschließend geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß auch in diesem Jahr unsere Jungkaufleute von der Möglichkeit einer Weiterbildung in unserer Übungsfirma regen Gebrauch machen werden. — L. —





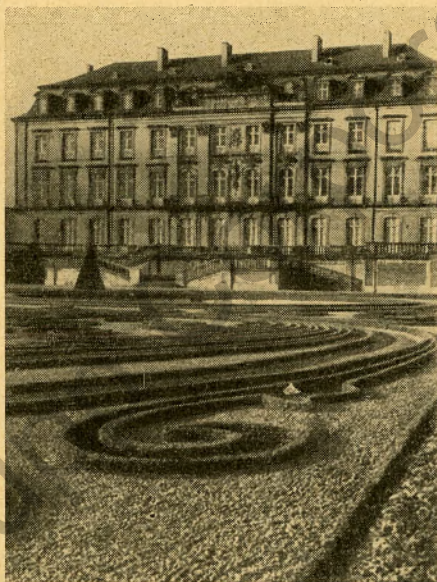
„Es war, als ob man hier unter Gesims und Gitterwerk eine Herzstelle des ganzen Gebäudes angetroffen hätte“

GEBÄNDIGTE FÜLLE

„Der Mensch gab dem Ganzen etwas wie eine lebendige Mitte. Und wieder verband sich mir mit dem Augenblick der Aufnahme ein verdichtetes Begreifen des Kunstwerkes“



An diesem Nachmittag wollte ich das Schloß besuchen, das zwischen Köln und Bonn liegt und das mir als bedeutendste Leistung rheinisch-barocker Baukunst gepriesen worden war. Dazu lockte heute eine warme und helle Sonne. Die hatte es mir besonders angetan, denn mit mir fuhr meine Kamera, an die ich anhänglich bin und die mir auf vielen Wegen nicht eine Minderin, sondern eine Vertieferin meines Erlebens geworden ist. Ist es nicht so, daß man eine Sache wirklich sehen, das heißt, in ihrem Wesen erfassen muß, wenn man sie auch gütig im Lichtbild festhalten will? Es ließe sich manches darüber sagen. Heute ging es mir seltsam und glücklich zugleich. Von der großen dreiflügeligen Anlage des Schlosses lag nur ein Teil noch, nämlich der südliche Flügel und die zu ihm gehörigen Anlagen, im Licht der tiefstehenden Sonne. Aber was gab die auch für eine Beleuchtung! Ich gestehe, daß ich mich, nach einer kurzen Besichtigung des ganzen Werkes, fast nur in diesem „Teile des Lichtes“ aufgehalten habe, und mit meinen Auf-



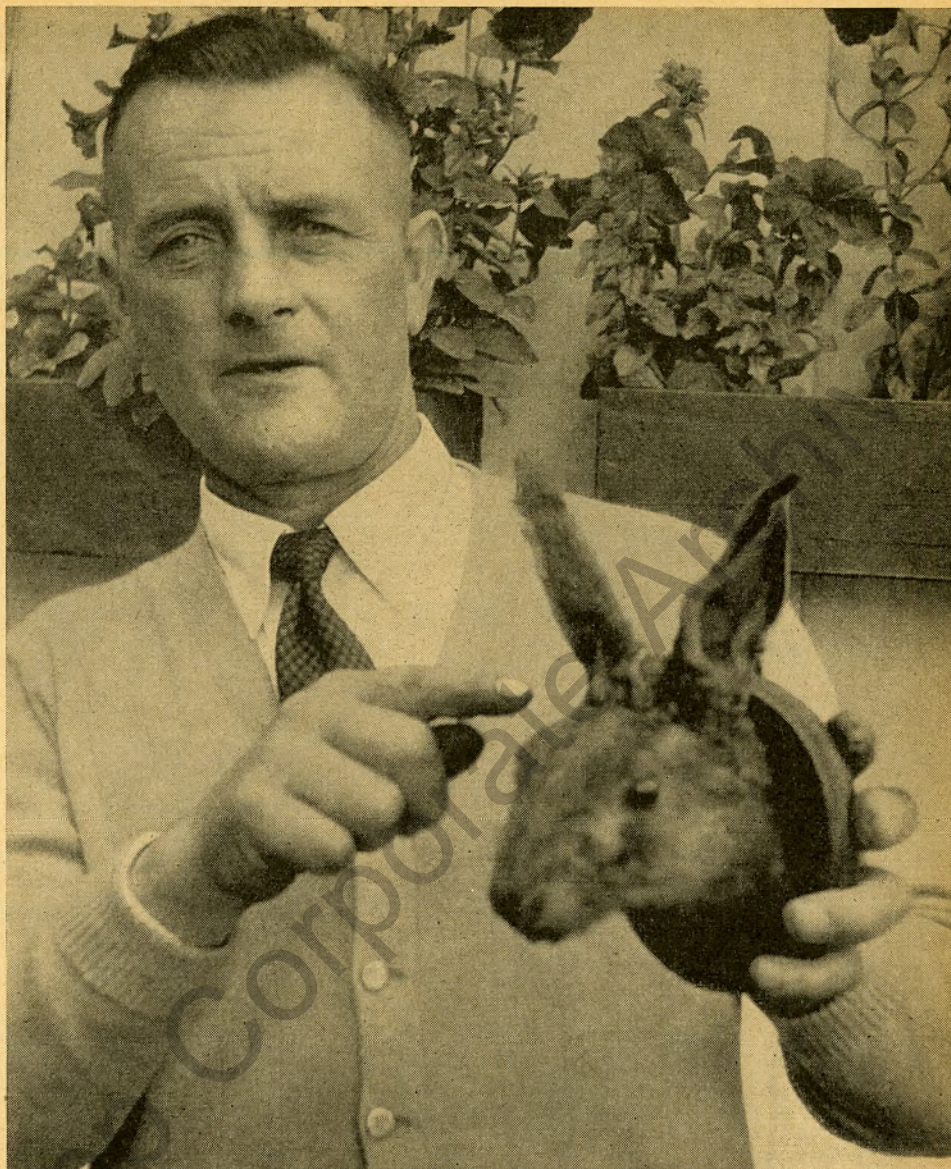
„Auf leuchtendem Kies die dunklen Bänder aus Pflanzenwuchs, und hell dahinter die Treppen und der Flügel des Schlosses“

nahmen machte ich hier meine stärksten Erfahrungen. Hier waren die einzigartigen, nach den alten Plänen ausgeführten Gartenanlagen. Auf einer weiten Fläche zogen auf kiesigem Grunde Bänder aus niedrig geschnittenem Buchs ihre seltsamen Figuren, gewunden in großen Bögen und in engen Spiralen. Bewegung war in ihnen, vielfach und nach allen Seiten. Je länger man sie aber betrachtete, um so mehr erkannte man, daß ihr Streben gehalten und gebändigt war, daß sie wie Muster in einem kostbaren Teppich sich zu einem sinnvollen Ganzen zusammenschlossen, und gerade in diesen Anlagen verstand man etwas von dem,

was die Kunst des Barock wollte und was ihr Wesen ausmacht. Wie plastische Gestalt gab aber all diesem das Licht, wie standen auf dem leuchtenden Kies die dunklen Bänder aus Pflanzenwuchs, wie hell dahinter die Treppen und der Flügel des Schlosses! Nicht eine Nebensächlichkeit, sondern etwas Zentrales schien es mir, daß ich dieser meiner Erfahrung auch im Lichtbild Ausdruck gab, und es war ein gutes und reiches Gefühl, mit dem ich in den Sucher blickte, um dann nach einigem Wählen und Überlegen die mir wesentlich scheinende Sicht zu benutzen.

Vom Park führte die breite Freitreppe in zwei Wegen zu der Terrasse und zu der Front des Südflügels. Wie schien sich gerade wieder in dieser Treppenlage, in ihrem ausholenden, feierlichen Schreiten und in dem vornehmen Rhythmus der die Geländer tragenden Säulchen etwas von der Eigenart jener vornehmen und doch so lebensvollen Baukunst zu repräsentieren. Ich bemühte mich in verschiedenen Aufnahmen, etwas vom Wesen dieses Aufganges zu halten. Am glücklichsten erscheint mir jetzt die, bei der ein guter Umstand mir zur Hilfe kam. Ich sah von einer Einbuchtung der oben liegenden Terrasse auf die Treppe hinunter; da stand eben dort, wo die erste Folge der Stufen zu Ende war, ein junges Mädchen und sah in den Park. Es stand wie in der Mitte von Balustraden und Treppe, und über ihm wuchs die Flucht der Mauern und Fenster. Der Mensch gab dem Ganzen etwas wie eine lebendige Mitte, und um ihn schien mir diese Bewegung des Kunstvollen, hier die der Steine und Eisengitter, wieder wie gehalten und gebändigt, und wieder verband sich mir mit dem Augenblick (im eigentlichen Sinne des Wortes!), in dem ich mich zur Aufnahme entschloß, ein verdichtetes Begreifen des Kunstwerkes, das hier eine vergangene Zeit geschaffen hatte. Noch ein drittes Mal sollte es mir so ergehen, und wieder war es in diesem äußeren, noch immer vom Sonnenlicht durchfluteten Bezirk. Das war, als ich, unter der Fassade des Schloßflügels stehend, zu den oberen Stockwerken emporschaute. Da begegneten meinem Blick drei in Stein gehauene Gesichter, Teile einer balkontragenden Konsole. Sie lagen dicht nebeneinander, zwei weibliche außen, ein männliches in der Mitte. Alle drei, besonders das mittlere, waren bewegt, ein Eindruck, der noch durch Voluten und Girlanden verstärkt wurde. Aber von diesen Gesichtern, die da an beinahe verborgener Stelle lagen, ging auch etwas aus, das zur Sammlung und Besinnung führte, und es war, als ob man hier unter Gesims und Gitterwerk eine Herzstelle des ganzen Gebäudes angetroffen hätte. Das Licht berührte auch sie, und auch hier schien es mir angemessen, dem flüchtigen Eindruck des Auges auf der veränderlichen Schicht des Filmes Dauer zu geben. Daß ich recht daran tat, bestätigt sich mir immer aufs neue, wenn ich dieses Lichtbild in die Hand nehme. In einer besonderen Weise bestätigt sich mir an ihm und an den anderen aber auch der Wert jener kurzen, reichen Stunden.

Der gehörnte Hase von Meschede



Die Leute von Meschede und Umgebung wissen davon zu erzählen. Selbst die Skeptiker müssen sich davon überzeugen lassen, daß es gehörnte Hasen gibt. In dem Gasthof Stimm-Stamm in der Nähe Meschedes hängt ein solcher Hase als Trophäe. 1926 wurde er auf der Höhe von Stimm-Stamm geschossen. Stimm-Stamm ist der ehemalige Grenzstamm oder das Grenzzeichen, eine Eiche, die die Grenze zwischen drei Städten, nämlich von Meschede, von Eversberg und von Warstein, kundtat.

Der Hase lebte dort im Naturschutzgebiet, daß sich auch schon in der Geschichte einen Namen gemacht hat. Zog doch hier Hermann der Cherusker, 9 nach der Zeitenwende, über den Plackweg in Richtung Paderborn und weiter zum Teutoburger Wald.

So witzig und unwahrscheinlich sich die Story vom gehörnten Hasen anhört, so ist sie doch nicht ganz von der Hand zu weisen. Denn im galizischen Raum soll es tatsächlich gehörnte Hasen geben, die ihre Hörner, oder besser: ihre Hörnchen, die nicht größer sind als drei bis vier Zentimeter, als Waffe gebrauchen. Es wird behauptet, daß jene Hasen, die mit Hörnern ausgerüstet sind — auch hier am Stimm-Stamm —, das Dreifache des gewöhnlichen Tieralters hatten.

Natürlich war diese Geschichte die Sensation im Jagdkreis im Jahre 1926, als der Wirt Ernest diesen Hasen schoß. Übrigens berichtet eine Zeitung aus der Gegend um Gelmer (Sauerland) einen ähnlichen Fall in späteren Jahren. Daß dieser Hase tatsächlich gehörnt war, wurde sogar von offizieller und berufener Seite bekundet.

Was sagt nun der Fachmann dazu? Der Tierpfleger eines großen Tierparks im Ruhrgebiet meinte: Gehörnte Hasen sind in alten Stuben von Gaststätten zweifellos schon öfters gesehen worden. Ich habe schon selbst welche gesehen. Es handelt sich hier aber um kleine Trophäen, die als Scherzartikel in geheimnisvollen Präparatorienstuben entstanden sind, zu hohen Preisen gehandelt wurden und über dem Jägerstammtisch hängen.

Soviel mir bekannt ist, hat Professor Rädiger in seinem sehr guten Buch „Kleine Jagdzoologie“ eine Erklärung für diese gehörnten Hasen gefunden. Die Nager leiden hiernach verschiedentlich an einer Hautkrankheit, bei der zapfenartige Ausstülpungen am Kopf der Tiere entstehen, die etwa zwei bis drei Zentimeter groß sein können, leicht gebogen sind, oft zwischen den Ohren entstehen und gummiartig weich sind. — Nun: wer den Stimm-Stamm aufsucht, soll sich seine eigene Meinung bilden.

Wissenschaft und Statistik sind in der letzten Zeit zu alarmierenden Feststellungen gekommen: Das durchschnittliche Lebensalter der Bevölkerung steigt ständig an, aber die Lebensdauer der Unternehmer und Politiker, der Führungskräfte und der freiberuflich Schaffenden nimmt dagegen bedrohlich ab. Kein Volk und keine Wirtschaft, so sagt Prof. Dr. Graf vom Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund, könne sich auf die Dauer einen solchen Aderlaß an einem der wichtigsten Leistungsträger erlauben.

Diese Entwicklung hat mannigfaltige Ursachen; eine der schwerwiegendsten ist, daß die Gefährdeten der bedrohlichen Situation gegenüber seit langem eine Ignoranz zeigen. Schon vor 15 Jahren hat der bekannte Schweizer Arzt Dr. med. Bircher-Benner darauf verwiesen. Er schrieb damals: „Ich habe im Verlauf der Jahre den Eindruck gewonnen, daß die führenden Kreise des Volkes der Einsicht in gesundheitliche Zusammenhänge völlig ermangeln. Sie sind sogar immun gegen jedes Eindringen von Aufklärung. Was aber wird zur Verhütung des Niederbruches der Volksgesundheit getan? Ich sage: nichts! Weil man die Ursachen nicht sehen will, weder auf seiten der Ärzteschaft, der Politiker, der Presse, der Gebildeten noch der Gesellschaft.“

Es ist aber nicht nur im Sinne der Betroffenen wichtig, mit allen Mitteln eine bessere Volksgesundheit anzustreben, sondern auch im Interesse des Volkseinkommens. Der Leistungsring Deutscher Unternehmer zitiert in diesem Zusammenhang in einer Denkschrift Erkenntnisse, gewonnen auf dem 2. Internationalen Kongreß für prophylaktische Medizin 1952 in Meran. Dort sagte man, durch intensive Aufklärung lasse sich der Verlust an Volksvermögen durch Krankheit von 8 Prozent auf 0,08 Prozent herabsetzen.

Unser Zeitalter der Rationalisierung, des „Schneller, Besser und Billiger“ in allen Bereichen, darf an solchen Einsparungsmöglichkeiten nicht vorbeigehen. Sonst werden zugleich auch alle anderen Bemühungen in dieser Richtung gefährdet.

Parteibrille

Der Sohn eines Parlamentariers fragte seinen Vater, was ein Verräter sei.

„Ein Verräter“, antwortete der Vater, „ist beispielsweise ein Mann, der unsere Partei verläßt, um einer anderen beizutreten.“

„Das verstehe ich“, sagte der Sohn. „Aber wie bezeichnet man einen Mann, der bei einer anderen Partei austritt, um sich in eure Partei aufnehmen zu lassen?“

Der Herr Papa zögerte drei Sekunden. Dann sagte er: „Das ist ein Mann mit gesundem Menschenverstand!“

Löhnungstage für das Kalenderjahr 1955

Monat	Art der Zahlung	für die Zeit vom bis		Morgenschicht	Tag-schicht	Mittag-schicht	Nacht-schicht
Januar	Abschlag	1.—15.	1.	24.	1.	24.	1.
	Restlohn	16.—31.	1.	10.	2.	10.	2.
Februar	Abschlag	1.—15.	2.	24.	2.	24.	2.
	Restlohn	16.—28.	2.	10.	3.	10.	3.
März	Abschlag	1.—15.	3.	24.	3.	24.	3.
	Restlohn	16.—31.	3.	9.	4.	9.	4.
April	Abschlag	1.—15.	4.	22.	4.	22.	4.
	Restlohn	16.—30.	4.	10.	5.	10.	5.
Mai	Abschlag	1.—15.	5.	24.	5.	24.	5.
	Restlohn	16.—31.	5.	10.	6.	10.	6.
Juni	Abschlag	1.—15.	6.	24.	6.	24.	6.
	Restlohn	16.—30.	6.	8.	7.	8.	7.
Juli	Abschlag	1.—15.	7.	25.	7.	25.	7.
	Restlohn	16.—31.	7.	10.	8.	10.	8.
August	Abschlag	1.—15.	8.	24.	8.	24.	8.
	Restlohn	16.—31.	8.	9.	9.	9.	9.
September	Abschlag	1.—15.	9.	23.	9.	23.	9.
	Restlohn	16.—30.	9.	10.	10.	10.	10.
Oktober	Abschlag	1.—15.	10.	24.	10.	24.	10.
	Restlohn	16.—31.	10.	10.	11.	10.	11.
November	Abschlag	1.—15.	11.	24.	11.	24.	11.
	Restlohn	16.—30.	11.	9.	12.	9.	12.
Dezember	Abschlag	1.—15.	12.	22.	12.	22.	12.

Tätigkeitsbericht der Arbeitsschutzstelle im Dezember 1954

Im Monat Dezember ereigneten sich auf dem Hüttenwerk 92 leichte Unfälle, auf dem Wege von bzw. zur Arbeit ein schwerer und 16 leichte Unfälle, im Werk Barop 14 leichte Unfälle und ein leichter Wegeunfall.

In der nachstehenden Tabelle sind die Zahlen des Vormonats in Klammern eingesetzt:

	Belegschafts-zahl	leicht	schwer	tödlich	Summe
Hochofen	701	9 (8)	— (—)	— (—)	9 (8)
Zementfabrik	89	2 (1)	— (—)	— (—)	2 (1)
Thomaswerk	347	5 (3)	— (—)	— (—)	5 (3)
Martinwerk	570	10 (13)	— (2)	— (—)	10 (15)
Steinfabrik	127	4 (3)	— (—)	— (—)	4 (3)
Phosphatmühle	71	2 (—)	— (—)	— (—)	2 (—)
Kaliberwalzwerke	1155	13 (22)	— (—)	— (—)	13 (22)
Blechwalzwerk I/II	—	— (—)	— (—)	— (—)	— (—)
Breitbandwalzwerk	238	1 (5)	— (—)	— (—)	1 (5)
Spezial-Blechwalzwerk	174	2 (2)	— (—)	— (—)	2 (2)
Preß- und Hammerwerk	109	2 (4)	— (—)	— (—)	2 (4)
Grubenausbau	26	— (—)	— (—)	— (—)	— (—)
Kaltwalzwerk	465	4 (6)	— (—)	— (—)	4 (6)
Drahtverfeinerung	359	4 (2)	— (—)	— (—)	4 (2)
Maschinenabteilung	1526	6 (12)	— (1)	— (—)	6 (13)
Elektrische Abteilung	472	2 (2)	— (—)	— (—)	2 (2)
Mechanische Werkstätten	513	5 (6)	— (—)	— (—)	5 (6)
Eisenbahnbetriebe	888	10 (8)	— (—)	— (—)	10 (8)
Baubetriebe	404	3 (5)	— (—)	— (—)	3 (5)
Fahrbetrieb	54	— (—)	— (—)	— (—)	— (—)
Versuchsanstalt	235	1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)
Sonstige Betriebe	315	1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)
Lehrwerkstatt	292	3 (3)	— (—)	— (—)	3 (3)
Sozialbetriebe	336	2 (1)	— (—)	— (—)	2 (1)
Hauptverw. u. Betr.-Ang.	2006	1 (2)	— (—)	— (—)	1 (2)
Summe	11 472	92 (108)	— (3)	— (—)	92 (111)
Wegeunfälle		16 (20)	1 (—)	— (1)	17 (21)
Werk Barop					
Betriebsunfälle	549	14 (13)	— (—)	— (—)	14 (13)
Wegeunfälle		1 (—)	— (—)	— (—)	1 (—)

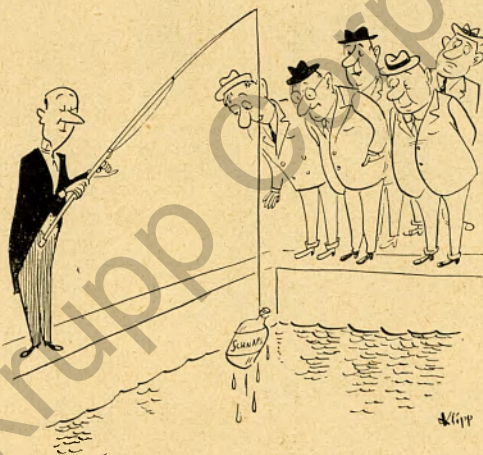
Was wird an Kindergeld gezahlt?

Mit Wirkung vom 1. Januar ist das Kindergeldgesetz in Kraft getreten. Danach gilt folgendes:

1. Für jedes dritte und weitere Kind wird auf Antrag ein monatliches steuerfreies Kindergeld von 25 DM gezahlt. Die Auszahlung dieses gesetzlichen Kindergeldes erfolgt nachträglich zusammen mit der Lohn- und Gehaltszahlung für den voraufgehenden Kalendermonat.
2. Dieses gesetzliche Kindergeld erhalten diejenigen Arbeitnehmer, die drei oder mehr Kinder haben, die
 - a) noch nicht älter als 18 Jahre sind oder
 - b) bei Überschreitung des 18. Lebensjahres noch nicht älter als 25 Lebensjahre sind und auf Kosten unseres Belegschaftsmitgliedes unterhalten und für einen Beruf ausgebildet werden.
3. Im allgemeinen erfolgt daher eine Zahlung von Kindergeld, wenn auf der Lohnsteuernkarte drei oder mehr Kinder eingetragen sind.

4. Für das erste und zweite Kind wird weiterhin Kindergeld in Höhe von je 10 DM gezahlt. Für das dritte und jedes weitere Kind kommt ab 1. Januar an Stelle von bisher 10 DM nunmehr ein steuerfreies Kindergeld von 25 DM je Kind zur Auszahlung.
5. Jeder Empfänger von Kindergeld ist selbstverständlich verpflichtet, dem Werk von sich aus alle Mitteilungen zu machen, die für die Gewährung des Kindergeldes von Bedeutung sind, z. B. Vollendung des 18. Lebensjahres eines seiner Kinder — Vollendung des 25. Lebensjahres eines seiner Kinder, sofern dieses bei der Gewährung des Kindergeldes berücksichtigt ist — Beendigung der Berufsausbildung oder des Unterhalts bei einem über 18 Jahre alten Kind, das bei der Gewährung von Kindergeld berücksichtigt ist — Tod eines Kindes — Entziehung des Sorgerechts für die Person des Kindes usw.

Der Hüttenkieker



Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Seid Ihr gut hineingekommen
in das 55er Jahr?

Jetzt wird das aufs Korn genommen,
was zum Jahresschluß noch war.

Welche prächt'ge Weihnachtsfeier!

Müh' und Eifer sei gelobt.

Der „WH“ war nichts zu teuer.

Die Westfalahalle tobt

unter mächt'gen Beifallswogen.

Rund zehntausend, die dabei,

sind voll Freude heimgezogen.

Schöner 's nie gewesen seil!

Ach, hat der Betriebsrat Plagen!
Für das Wohl von Werk und Stadt
wasserwirtschaftlichen Fragen

er sich jüngst gewidmet hat.

Wasser ist für Wirtschaft wichtig!

Mancher denkt zwar — nebenbei —,

Wasser schmecke dann erst richtig,
wenn es lief durch Brennerei.

In den Städt'schen Wasserwerken

ging man diesem auf den Grund.

Hüttenkieker darf vermerken:

Schwach wurd' mancher vom „Befund“!

*

Nun vom Wasser zu den Hähnen.

Dieser Schritt ist schnell getan.

Freunde, laßt mich drum erwähnen
unsren Ing. „Abnehmer-Hahn“.

Jetzt hat er sein Reich gefunden,
wo er das, was wir erzeugt,
im Int'resse unsrer Kunden
hochnotpeinlich scharf beäugt.

Doch, damit der Hahn nicht einsam,
schafft man ihm 'ne Henne an,
mit der er nun hübsch gemeinsam
seines Amtes walten kann.

Zwar aus Bronze ist das Tierchen.
Gleichermaßen nur Symbol.

Hahn denkt: Ich hab' mein Pläsierchen
auch an diesem Tierchen wohl!

*

Eines sehr gewichtigen Manns dann
sei geziemend hier gedacht:

Oberstadtdirektor Hansmann,
dem viel Ehren dargebracht!

Ging der „Dicke“ aus dem Rathaus,
wünschen wir, daß wohlbeleibt

er von unsrem Aufsichtsrat aus
uns noch lang gewogen bleibt.

Wer wie er proportioniert,
wird nie richtig pensioniert!

FÜR UNSERE HAUSFRAU



Zwei praktische Einrichtungen am Küchenschrank

Das Küchengeschirr wird im Küchenschrank übersichtlicher, leichter herein- und herausnehmbar und platzsparender aufbewahrt mit einem kleinen Bänkchen, das man einfach in ein Küchenschrankfach hineinstellt. Dieses Bänkchen ist aus drei entsprechenden, kleinen Brettchen in der einfachsten Weise zusammengezimmert. Bei einigem Geschick kann man es selbst basteln. Sonst wird es für wenig Geld vom Tischler hergestellt. Über dem Bänkchen werden die Kaffeetassen aufbewahrt, unter dem Bänkchen die Untertassen und Frühstücksteller. So ist dieses Geschirr übersichtlich und griffbereit abgestellt. Sonst werden meist zwei, drei oder vier Kaffeetassen übereinander über die Teller gestellt. Dies erschwert nicht nur das Heraus- und Hereinnehmen des Geschirrs, sondern erhöht auch die Bruchgefahr beträchtlich. Neben dem Bänkchen wird noch ein Platz in ganzer Höhe des Schrankfaches übriggelassen, um hier die Kaffee- und Teekanne aufzubewahren. Auf dem Bilde ist es das schöne Bunzlauer Kaffeegeschirr, das in so zweckmäßiger Weise aufbewahrt wird.

In der Abbildung ist nur ein Ausschnitt aus einem an der Wand angebrachten Hängeschrank gezeigt. Unter diesem befindet sich ein tischhoher Schrank, der gleichzeitig Küchenarbeitstisch ist. Da erweist es sich als besonders vorteilhaft, daß unter dem Wandschrank noch eine Reihe von Plexiglasschüthen angeordnet ist, in denen die wichtigsten Grundstoffe zum Braten, Backen und Kochen leicht greifbar aufbewahrt werden.

Das Bänkchen im Küchenschrank und die unter dem Küchenschrank angeordneten Plexiglasschüthen sind einfache und billige Vervollkommnungen, die der Hausfrau die täglichen Küchenarbeiten fühlbar erleichtern.

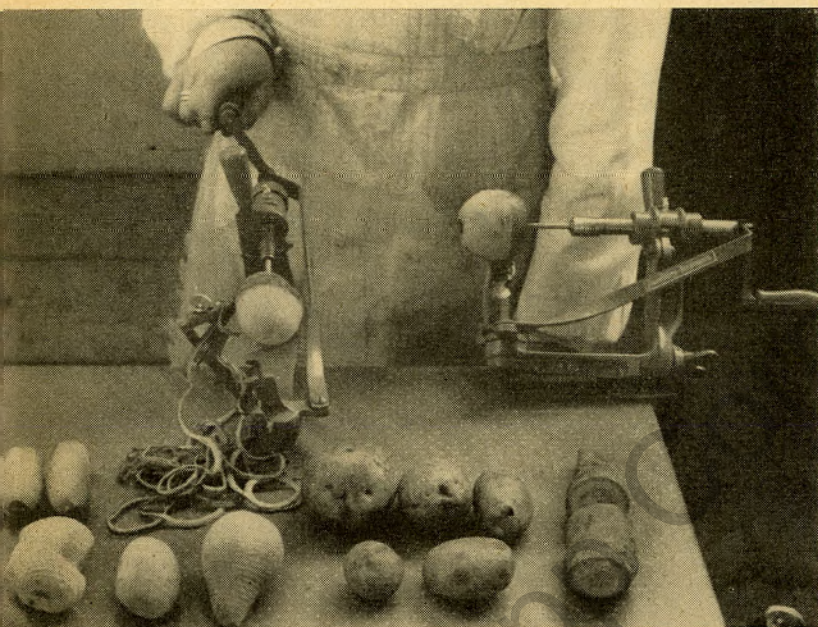
Ein ganz auf Zweckmäßigkeit ausgerichtetes Elektro-Kochgeschirr

ist das Siegenitgeschirr aus Stahl. Es ist aus bestem Siemens-Martin-Stahl nahtlos gezogen. Die Wandung ist der Gewichsminderung wegen ausgewalzt, der Rand jedoch verstärkt, damit er eine größere Festigkeit bekommt. Der 3 bis 5 mm starke Spezialboden ist leicht hohlgedreht und liegt bei Erhitzung völlig flach auf der Heizplatte. So haben wir eine ganz gleichmäßige Wärmeübertragung. Es gibt kein Anbrennen der Speisen, deren Nährstoffe, Geschmacksstoffe und Vitamine auch besser erhalten bleiben. Außerdem wird an Strom und Zeit gespart. Innen haben die Töpfe die schöne kobaltblaue Siegenit-Glasur. Sie ist ungewöhnlich haftfähig, glatt und glänzend und beständig gegen alle Speise- und Fruchtsäuren. Es gibt kein Verfärben und kein Rosten. Darum ist das Zubereiten der Speisen in solchem Geschirr hygienisch einwandfrei. Die Siegenit-Töpfe haben runde, starke Hohlgriffe, die besonders handlich und formschön zugleich sind und weniger leicht heiß werden. Die Bodenkante ist abgerundet. Dies hat den großen Vorteil, daß solche Töpfe wesentlich leichter auszuräumen und zu reinigen sind und daß auch das Rühren leicht geht. Auf Wunsch können Siegenit-Elektrogeschirre auch mit Schüttrand geliefert werden, der ein wirklich bequemes und völlig tropfenloses Gießen der Flüssigkeiten gewährleistet.

Auch ein Turmkochen ist möglich, wobei zwei bis mehrere Töpfe übereinander gestellt werden. Damit das Turmkochen hygienisch völlig einwandfrei geschieht, werden zweckmäßig Aluminiumstufenringe mit Aufangrille benutzt. Diese verhindern das Abfließen des schmutzigen Kondenswassers in die unteren Töpfe. Sehr vorteilhaft sind auch die Stieldeckel mit kurzem Hohlstiel, die mit einer Hand abgenommen und aufgesetzt werden können. Die Stieldeckel können auch zum Abstellen eines Topfes, zum Ablegen von Fleisch und sogar für kleinere Bratzwecke verwendet werden. Man kann z. B. in einem Stieldeckel ein paar Eier braten.

Ein leichtes Öffnen von Rillengläsern

ermöglicht der PEFRA-Rillenglasöffner. Gläser, Deckel und Gummiringe werden dabei aufs äußerste geschont, und trotzdem geht das Öffnen der Deckel spielend leicht. Niemals kann der Öffner abrutschen. Die Handhabung geschieht in folgender Weise: Die Blattfedern, die sich am vorderen Teil des Gerätes befinden, werden zwischen Glas und Deckel eingeführt. Gleichzeitig zieht die linke Hand an den beiden vorderen kleinen Griffen stark an und preßt so die Blattfedern fest zwischen Deckel und Gummiring. Durch Zusammendrücken der Zangenschenkel wird sodann die Feder gespreizt, und schon kann der Deckel abgehoben werden.

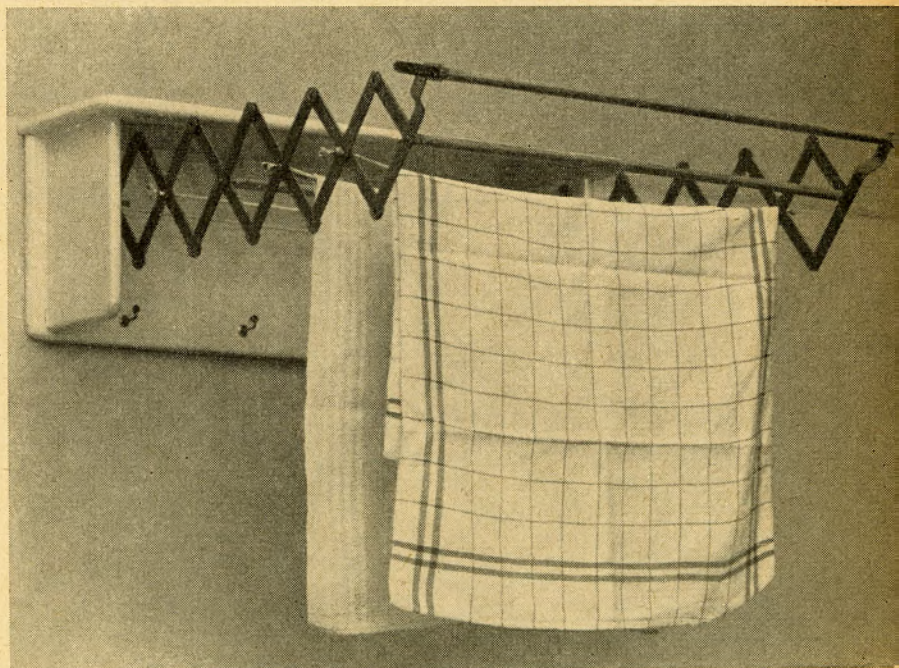


Schnelles, sauberes und sparsames Schälen

ermöglicht die Pefra-Kartoffel- und Obstschälmaschine. Wir können damit Kartoffeln, Äpfel, Birnen, Mohrrüben, Rettiche, Kohlrabi usw. besonders schnell und dünn und damit sparsam schälen. Einwandfreie Versuche haben gezeigt, daß die Maschine um 40 Prozent sparsamer und um 50 Prozent schneller als die Hand schält. Dabei sind die mit der genannten Maschine geschälten Früchte viel ansehnlicher als die handgeschälten. Allein schon infolge ihrer Abfallersparnisse macht sich die kleine, handliche und sofort gebrauchsfertige Hausmaschine in kurzer Zeit bezahlt. Dazu kommt noch die Zeitersparnis und die Schonung der Finger und Hände, die bei dieser Maschinenarbeit kaum noch schmutzig werden. Dagegen werden bei reiner Handarbeit Finger und Hände beim Schälen sehr beschmutzt.

Handtuch- und Wäschetrockner

Der Trockner kann überall in der Küche oder im Badezimmer in geeigneter Höhe an der Wand befestigt werden. Sein Scherengitter läßt sich vollständig zusammenschieben. So nimmt der Trockner, wenn er nicht gebraucht wird, praktisch überhaupt keinen Platz weg. Das Scherengitter kann aber, wenn Handtücher oder Wäsche daran getrocknet werden sollen, beträchtlich weit hervorgezogen werden. Nun sind an den vier gespannten Schnüren und an den drei runden, dünnen Holzstangen recht erhebliche Mengen von Handtüchern oder anderen Wäschestücken aufzuhängen. Hat man nur kleine Wäschemengen, dann wird das Scherengitter nur wenig herausgezogen. Bei größeren Wäschemengen zieht man es ganz heraus. Für größere Wäsche kann der Trockner bis zu drei Meter Breite geliefert werden.



Sozialer Fortschritt

In der Stadt Dortmund wird im September auf dem Gelände und in den Hallen der Westfalenhalle A. G. eine Ausstellung veranstaltet, die für den Menschen der heutigen Zeit von besonderer Bedeutung sein wird.

Unter dem Titel „Sozialer Fortschritt“ (Der Mensch in Produktion und Konsum) sollen in eindrucksvoller Form die sozialen Leistungen des Bundes, der Länder und Gemeinden und nicht zuletzt die der Industrie gezeigt werden.

Namhafte Organisationen, Verbände und wissenschaftliche Institute haben ihre Mitarbeit zugesagt, und sie bürgen dafür, daß der Öffentlichkeit ein umfassendes Bild der gesamten sozialen Bestrebungen in interessanter, lebendiger Form vor Augen geführt wird.

Zuverlässigkeit ein Hindernis?

Zyniker sagen zwar, Zuverlässigkeit, wie auch ähnliche Tugenden mehr, sei ein Hindernis für die Karriere. Und doch scheint man ganz ohne sie nicht auszukommen, gleichviel in welchem Beruf, an welchem Arbeitsplatz. Schon dem Lehrling wird der Sinn der Zuverlässigkeit mahnend eingebleut.

Unzuverlässigkeit verhilft zumeist zu Scheinerfolgen; zum echten und dauernden Erfolg allein die Zuverlässigkeit.

Tüchtigkeit ist stets beliebt; Zuverlässigkeit hingegen mit besonderem Respekt gelobt. Und dann geschieht es immer eines Tages, daß vor dem Tüchtigen der Zuverlässige mit dem Vertrauensplatz des Hauses betraut wird; denn Zuverlässigkeit birgt alle Tugenden, die der Betrieb benötigt, in sich.

Zuverlässigkeit muß sich ständig neu bewähren, sie ist wie ein Examen ohne Abschluß.

Zuverlässigkeit kann zum Erlebnis werden; man kann mit ihr den grauen Tag vergolden; für sich und für die anderen.

Denkst du daran?

Es gab eine Zeit,
da teilten wir Freude und Leid,
sogar die Zigaretten im Schützen-
graben.

Wie sich die Menschen geändert
haben!

Wer teilt heute noch mit seinem
Nächsten das Brot?

Und doch, es gibt viel Not!

Aber die will keiner mehr sehn...

Ich glaube, es müßte etwas geschehn,
daß wir uns wieder verstehn.

Etwas, das sagt: du, Bruder, gib acht,
du stehst im Licht und um dich ist
Nacht.

Nacht, Not, Tod und Gefahr.

Vielleicht bereust du es schon übers
Jahr,

daß dein Leben so fern von dem
meinen war.

H. H. Büttner

Liebe in der Schule

Gemütlich sitze ich im Wohnzimmer und sehe die Tagespost durch. Ein langanhaltendes Schellen läßt mich zur Uhr sehen. Es ist 18.00 Uhr. Meine Tochter schellte so wild, sie kam aus der Schule. Ja, es stimmt, unsere Kinder sind manchmal später zu Hause als der Vater vom Dienst. Nachkriegsübel — doppelschichtiger Unterricht in den Schulen.

Sie kommt zur Tür hereingestürmt und erzählt. Natürlich von der Schule. Es sprudelt nur so aus ihr heraus. Aber da schwingt doch irgend etwas in ihrem Redeschwall mit. Ohne mich zu verraten, höre ich sehr aufmerksam zu. Meine Frau stößt mich mit ihrem Fuß unter dem Tisch an. Sie hat es also auch gemerkt. Oder schon viel früher. Frauen sagen uns Männern ja lange nicht alles, was sich um die Kinder abspielt. Doch was erzählt meine Tochter? Sie spricht von ihrer Biologiearbeit, dem Englischunterricht, vornehmlich aber vom Deutschunterricht. Deutsch ist zwar ihr Lieblingsfach, aber sie spricht „zuviel“ vom Deutschunterricht. Sie werden von einem jungen Referendar unterrichtet. Und ich merke nur zu gut, wie die Begeisterung für diesen Lehrer bereits eine eindeutige Schwärmerei ist. Handelt es sich noch um eine kindliche Schwärmerei? Ich kann es nicht genau sagen.

Viele kleine Einzelheiten erzählt sie aus diesem Unterricht. Die kleinsten Späße, wie sie nun einmal bei den jüngeren Schülerinnen vorkommen, sind für sie bewußt oder unbewußt doch schon erhebliche Erlebnisse. Sie glüht richtig beim Erzählen. Bei einem Teil der anderen Schüler scheint es genau so zu sein, sie ist also darin keine Ausnahme. Dann besinnt sie sich plötzlich und stürmt aus dem Zimmer. Meine Frau und ich sehen uns an. Wir denken unwillkürlich an unsere Jugend, als wir so alt waren wie unsere Tochter. Sie ist erst 13 Jahre.

Es scheint, daß durch die ganze Entwicklung in Gesellschaft und Wirtschaft die Menschen früher reifer werden. Aus den USA wird gemeldet, daß amerikanische Mädchen glauben, sitzengeblieben zu sein, wenn sie beim Verlassen der höheren Schule nicht verlobt sind. Ein Fünftel der amerikanischen Mädchen von 19 Jahren und jünger sind bereits verheiratet, und einige tausend waren bereits wieder geschieden, bevor sie ihr Abiturientenexamen machten.

Die Schulen in den USA erließen Vorschriften über das Problem „Liebe in der Schule“. Die Schüler brauchen nicht mehr die Schule zu verlassen, wenn sie heiraten wollen. An den Universitäten bemühen sich verheiratete Studenten um Kleinstwohnungen. Die Studentenpaare sind nicht zu beneiden. Sie haben Studien- und Haushaltssorgen. Das Vergnügen wird für sie groß geschrieben. Es reicht höchstens mal zu einem Bierabend mit Skatspiel im kleinen Kreis.

Als positives Ergebnis hat man bei dieser Entwicklung festgestellt: verheiratete Studenten nehmen das Studium ernster und arbeiten mehr. Zurück zu meiner Tochter. Was erzählte sie uns doch alles für kleine Episoden. Die wurde von dem abgeholt und der wartete auf jene. Ob wir eines Tages auch vor diesem Problem stehen?

W. B.

FÜR DIE SCHWER- BESCHÄDIGTEN

Schwerbeschädigtenversammlung

Sehr stark besucht war die Versammlung der Schwerbeschädigten unserer Hütte, die im Dezember in unserem Festsaal stattfand.

Das Vorstandsmitglied des Bundes der Hirnverletzten, Kühne, referierte über die Behandlung und Unterbringung von Hirnverletzten. Die medizinische Wissenschaft habe gerade in jüngster Zeit große Erfolge auf dem Gebiete der Hirnuntersuchungen zu verzeichnen und habe dadurch vielen Kriegsbeschädigten das Leben erhalten können. Es müsse ein echtes Anliegen aller sein, dafür zu sorgen, daß die Hirnverletzten in den Produktionsprozeß eingeschaltet würden.

Der Obmann der Schwerbeschädigten, Stang, der auch die Versammlung leitete, sprach über die bevorstehende Weihnachtsfeier.

Arbeitsdirektor Berndsen versicherte, daß gerade auch die Hirnverletzten ihm besonders am Herzen lägen, da sie ihre Gesundheit im Kriege oder bei der Arbeit für die Allgemeinheit geopfert hätten.

Über aktuelle Fragen in der Unfallversicherung sprach das Vorstandsmitglied der Berufsgenossenschaft Koch. Es sei ein Anliegen der Berufsgenossenschaft, mit jedem Beschädigten in guter Kameradschaft und in engster Verbindung zu bleiben, um das gegenseitige Vertrauen zu stärken.

KREUZ UND QUER AM MITTELMEER

Wenn unsere Techniker zur Erledigung von Sonderaufträgen in das Ausland gerufen werden, dann kapseln sie sich dort nicht in ihre Aufgabe ein, sondern dann haben und erhalten sie sich selbstverständlich den Blick für die Schönheiten der Welt, für das Charakteristische eines Landes und einer Gegend — dann verstehen sie auch, aufgelockert darüber zu sprechen.

Wir baten den Leiter unserer Hochofenabteilungen, Dipl.-Ing. Wilhelm Wolf, uns über eine Dienstreise nach Italien und seine anschließende Urlaubsreise zu berichten. Wir sind gewiß, daß seine Darlegungen mit viel Aufgeschlossenheit und stillem Schmunzeln gelesen werden.

Sommersende erreichte mich der Ruf der ILVA, einen ihrer Hochöfen in Piombino zu begutachten, der eigensinnig seit Wochen die von ihm verlangte Roh-eisenerzeugung verweigerte.

Wer nimmt es einem Nordeuropäer — insbesondere gegen Ende eines Sommers des Mißvergnügens — übel, wenn es ihn bei einem solchen Angebot juckt, nun auch ganz ergiebig Sonne zu tanken, zumal wenn auf dem Urlaubskonto noch Aktiva vorhanden sind.

Mit Schulté & Bruns, jetzt weltweite Reederei, aber immer noch so zuvorkommend wie früher, ist schnell ein Abkommen getroffen, daß für die Rückfahrt uns die „Maria Schulte“ aufnimmt, welche von Genua über Nordafrika heimreisen soll.

Abfahrt im „Rheinblitz“, einem Verkehrsmittel, dessen Annehmlichkeit und Bequemlichkeit bei gleichzeitiger Schnelligkeit kaum zu überbieten sind.

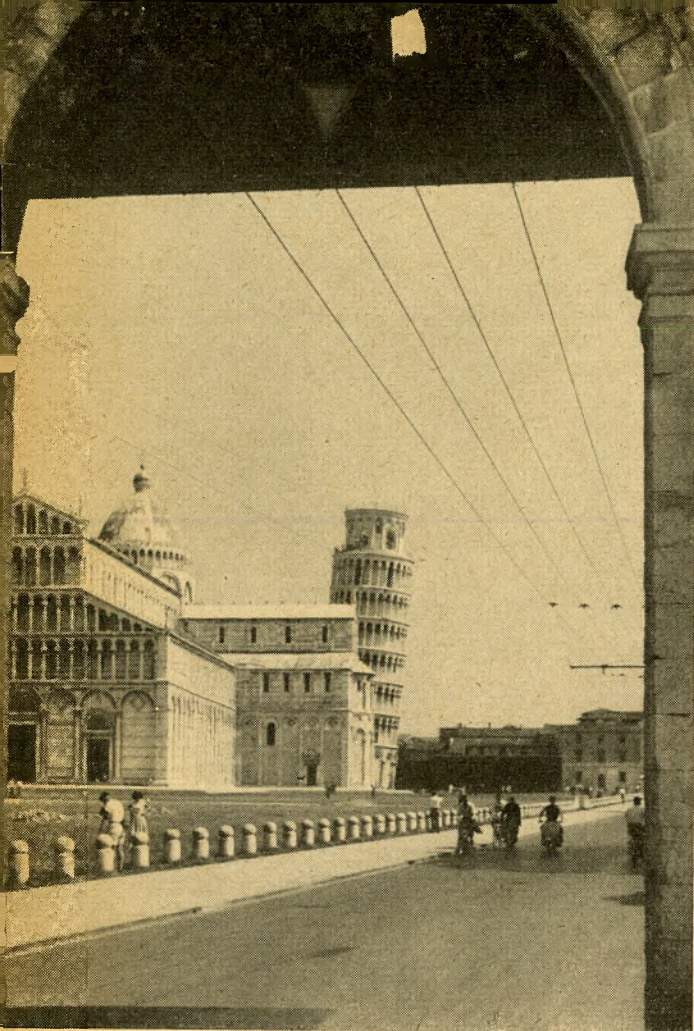
Kein „Süßes Nichtstun!“

Die Route geht über Domodossola nach Mailand. Auch hier beginnt Italien bereits in der Schweiz, wenn auch nicht so eindrucksvoll wie in Bellinzona oder Locarno. Romantische Bergnester, gänzlich unberührt von moderner Architektur, möchten überleiten in das erträumte noch romantischere Italien des dolce far niente, des „süßen Nichtstun“.

Aber wie anders sieht es jenseits der Grenze aus! Nichts von dolce far niente! Man glaubt in einen



Piombino, Italien,
vom Mittelmeer gesehen



Pisa, schiefer Turm

Ameisenhaufen geraten zu sein, in dem allerdings noch recht viel Energie verpufft, allein für das Abreagieren des unverwüsthchen Temperamentes. Wer nur „das romantische Italien“ sucht, soll getrost im Tessin bleiben. In die italienischen Dörfer und Städte ist die Betonmischmaschine rigoros eingedrungen, bei weitem nicht nur, um Kriegsschäden zu reparieren. Gute, breite Autostraßen durchziehen das Land, die Bahn ist mit Erfolg bemüht, den Ausrüstungsstand des Schweizer Nachbarn zu erreichen.

Kontraste in Italien

Wochenendhäuser der Mailänder in gewagtester Architektur stehen am Rande alter Bergnester. Die neuen Geschäfts- und Wohnviertel von Mailand und Genua suchen in Europa ihresgleichen, während der Palazzo San Giorgio im Zentrum von Genua nicht die einzige Ruine ist, in die stollenartige Notwohnungen getrieben wurden, die heute noch bewohnt sind.

Der Schaffner im Zuge, mit dem man sich schwierig über Nachlösen verständigte, wies ein Trinkgeld ebenso zurück, wie eine einfache Frau, die mir meine entfallene Brieftasche wiederbrachte, nicht zur Annahme eines Finderlohnes zu bewegen war. Ein Kellner in Mailand dagegen versuchte mit Biedermannsmiene, uns den zehnfachen Preis abzuluxsen, als er merkte, daß wir mit den vielen Nullen hinter den Lira noch nicht fertig wurden.

In Genua lag unsere „Maria Schulte“ neben italienischen Ozeanriesen, die nicht nur durch ihr schnittiges Äußere imponierten, sondern deren maschinen-

technische Ausrüstung dem Äußeren durchaus gleichwertig ist, wie unsere Schiffsoffiziere mit etwas neid erfüllter Anerkennung aussagten. In Bone machten wir neben einem italienischen Kutter fest, dessen Schutzpatron seine liebe Not gehabt haben mag, ihn heil über das Mittelmeer zu bringen.

Das ist das Italien von heute, geweckt und getrieben von einem unbeirraren Willen, sich aus den Folgen des Krieges und der alten Sorglosigkeit herauszuarbeiten, das sich aber in Raum- und Rohstoffmangel wundstößt und allerwegen sieht, daß es seiner aufstrebenden Bevölkerung in der Gesamtheit niemals innerhalb seiner Grenzen helfen kann.

Es wird gearbeitet!

An einem Sonntagnachmittag kamen wir in Piombino an und wurden durch Hüttendirektor Vivaldi vom Zuge abgeholt. Als ich zu entschuldigen versuchte, daß sich unseretwegen ein Hüttendirektor am Sonntagnachmittag zur Bahn bemühen mußte, erwiderte er nur, daß dies zu einer Stunde geschähe, in der er gewöhnlich zum Werk zu gehen pflege. Erstaunt entgegnete ich ihm, daß ich von Deutschland her allerlei Arbeitseifer gewohnt sei, daß ich dort aber noch keinen Hüttendirektor gesehen hätte, der regelmäßig am Sonntagnachmittag zum Werk ging. „Ja“, meinte Herr Vivaldi, „wir Italiener opfern unserer Arbeit heute zweifellos noch mehr Zeit und auch Energie als Sie, aber der Deutsche leistet durch Ruhe und Zielstrebigkeit mit geringerem Aufwand mindestens das gleiche.“

Das Hüttenwerk ist an den Hafen der Stadt Piombino gebaut. Es ist auf das modernste ausgerüstet. Die metallurgische Forschungsarbeit ist außerordentlich intensiv, so daß ich bald in eine sehr befriedigende Tätigkeit verwickelt war.

Hier schmiedeten die Etrusker

Piombino liegt auf einer zur Insel Elba gerichteten Landzunge. Schon vor 5000 Jahren schmiedeten hier die Etrusker die ersten Waffen und Gebrauchsgegenstände aus Rennfeuersteinen. Ihr Rohstoff war das Elbaerz, welches heute noch in Piombino verhüttet wird. Von den Etruskern zeugen gut erhaltene Gräber, steinerne Rundbauten mit Grabkammern, deren wertvoller Inhalt in den Museen von Florenz zu sehen ist und von einer hohen Kultur der Etrusker Zeugnis ablegt. Die Gräberfunde lassen auf Menschen von sehr schlankem und ebenmäßigem Wuchs schließen, ein Erbteil, das sich längs der ligurischen Küste bis heute erhalten hat. Ich habe noch nirgends einen so hohen Anteil wirklich schöner Frauen und Männer in einer Bevölkerung gefunden.

Zwischen den Gräbern dehnt sich eine Hügellandschaft, deren Erhebungen aus Rennfeuerschlacke bestehen. Diese wird wegen ihres hohen Eisengehaltes heute in Mengen von etwa 1000 Tonnen je Monat im Hochofen von Piombino nochmals verhüttet.

Nachdem auf dem Hüttenwerk alles untersucht und besprochen war, wurde ich zur Berichterstattung nach Genua zur Generaldirektion der ILVA gebeten.

Der trügerische Koffer

Wir traten die Rückreise an. Etwas besorgt wegen unserer hoffnungslosen Unkenntnis der italienischen Sprache, aber auf unser Glück vertrauend, daß sich immer rechtzeitig jemand finden würde, der deutsch, englisch oder französisch verstand. Es ging auch alles gut, bis auf eine kleine Stockung bei der Aufgabe unserer Handkoffer. Wir wollten uns ihrer entledigen, weil wir diesmal reisten, ohne eine oder

mehrere Zollgrenzen zu passieren. Der Gepäckbeamte nahm die Handkoffer in Empfang, stellte zwei davon auf die Waage, den dritten ließ er stehen und betrachtete ihn recht kritisch, unseren Stolz, einen schönen Koffer, der sein echtes Leder durch Aussehen und nachgiebige Geschmeidigkeit dokumentierte. Als der Beamte merkte, daß ich seine wohlwollende Belehrungsansprache nicht verstand, krepelte er schmunzelnd seinen Ärmel hoch, drückte mit der einen Hand gegen die untere Seitenwand des Koffers zwischen den Schlössern, ließ blitzartig seinen anderen Arm bis zum Ellenbogen im verschlossenen Koffer verschwinden und reichte mir mit triumphierendem Blick den Koffer zurück. Ich nahm ihn resignierend an mich, erschüttert bei dem Gedanken, wieviel Menschen ich anscheinend in Versuchung gebracht hatte, denen ich auf Tausenden von Reisekilometern diesen scheinheiligen Rinderbalg anvertraut hatte.

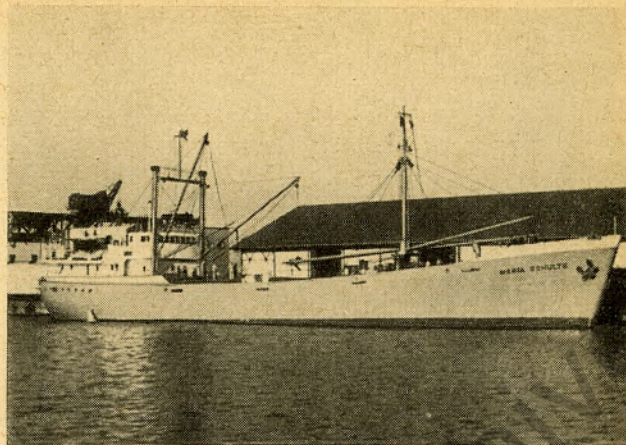
Pisa und Genua

In Pisa hielten wir uns mehrere Stunden auf. Die Stadt ist bis auf das verschont gebliebene Viertel um den Piazza Cavalieri fast vollständig nach dem Kriege wiederaufgebaut. Im schönsten Sonnenschein bei tiefblauem Himmel sahen wir die architektonische Sinfonie in Marmor des Domes, des Battisteros und des schiefen Turmes.

Abends erreichten wir Genua, wo ich mich am nächsten Morgen der Generaldirektion der ILVA vorstellte. Bei der Besprechung der Betriebsverhältnisse in Piombino wurden mir Vergleichszahlen anderer Werke der ILVA vorgelegt, die zeigten, daß auch auf den anderen italienischen Hüttenwerken mit modernster Ausrüstung, mit intensiver metallurgischer Forschung und besten Erfolgen gearbeitet wird. Aber auch hier das beinahe tragische Schwund-Stoßen einer augenscheinlichen Leistungsfähigkeit: In Italien kann nur so viel Roheisen wirtschaftlich erzeugt werden, wie die Erzbasis dieses Landes hergibt. Da diesem Lande die Kohle fehlt, muß sie aus dem Ausland herbeigeschafft werden, so daß die Wirtschaftlichkeit nur einen begrenzten Zukauf von Auslandserzen zuläßt.

Auf der „Maria Schulte“

Käte — natürlich hatte ich meine Frau bei mir! — und ich suchten unser Heim für die nächsten drei Wochen auf, M. S. „Maria Schulte“, die an der Ponte



Motorschiff „Maria Schulte“

Parodi festgemacht hatte, ein schmuckes, neues Motorschiff, dessen 1200 Tonnen mich zunächst etwas bedenklich stimmten, ob sie für Damen als Unterbau im Atlantik genügen würden. Abwarten! Die nächsten 14 Tage blieben wir ja im Mittelmeer. Die Kabine war sehr geschmackvoll in Nußbaumholz hergerichtet, mit einer kleinen Sofaecke und Waschecke. Die Messe war geräumig und ebenfalls sehr behaglich eingerichtet.

„Maria Schulte“ brachte Porzellanerde aus Süd-England nach Genua und Civitavecchia. Bis zur Abfahrt hatten wir noch Zeit, uns Genua anzusehen; da wir Stadt und Hafen schon vom Frühjahr her kannten, zogen wir diesmal in die Berge, denn die Schönheit der Bucht von Genua ist am wirkungsvollsten entweder vom Schiff oder von den Bergen aus zu sehen.

Zum Schutz der prallen Geldsäcke

An einem schönen, sonnigen Tag, der in Genua nicht so selbstverständlich ist wie sonst im Spätsommer im übrigen Italien, fuhren wir mit einer Seilbahn zum Righi hinauf, von dem man den schönsten Blick auf die Bucht und die ligurischen Alpen hat. Die ligurischen Alpenvölker müssen von jeher eine rauf-lustige Gesellschaft gewesen sein, denn Befestigungen auf den hohen Bergspitzen um Genua sind schon

*Genua
vom Hafen
gesehen*





Palazzo Doria, Rom

von den Römern angelegt worden. Die mittelalterlichen Kaufherrn dieser Stadt, deren Sicherheitsbedürfnis mit dem Prallwerden ihres Geldbeutels wuchs, verbanden diese Kastelle mit einer für die damalige Zeit gigantischen Mauer, die das gut zehnfache Areal der derzeitigen, ebenfalls befestigten Stadt umspannte und zu ruhigem Schlaf verhalf. Von dieser über den Righi verlaufenden Mura Chiappe blickt man von oben in den Campo Santo, den Friedhof von Genua, eine Sicht, aus der die Gesamtanlage monumental wirkt. In der Nähe behagt mir dieser angehäufte Pomp mit Grabmälern nicht.

Wir verließen Genua mit Kurs auf Civitavecchia. Wir beiden lagen noch lange in unseren Liegestühlen an Deck und genossen den herrlichen Anblick der langsam verschwindenden Bucht, die bis hoch in die Berge und von Cornigliano bis Rapallo von Lichtpunkten übersät war.

In Civitavecchia

Schon am nächsten Tage liefen wir in Civitavecchia ein, wo in zwei Tagen der Rest unserer Ladung gelöscht werden sollte. Da der alte Hafen Ostia längst versandet ist, erfüllt jetzt Civitavecchia die Aufgabe eines Hafens für Rom, wenigstens was den Schiffsverkehr nach Neapel, Sizilien, Sardinien und Korsika angeht. Dieser wird täglich neben einer Eisenbahnfähre nach Korsika mit neuen großen Routendampfern bzw. Motorschiffen bedient, die neben dem alten Kastell im Hafen anlegen. Die Strandpromenade hat die Kriegsschäden noch nicht ganz überwunden, wahrscheinlich deswegen, weil heute die Römer als Seebad das einige Kilometer südlich gelegene Santa

Marinella vorziehen. Am Abend fuhren Käte und ich nach Rom, das in einer Schnellzugstunde zu erreichen ist. Wir übernachteten recht vornehm im Albergo Quirinale, in das wir uns kurz entschlossen einmischten, als wir in uns empfohlenen Pensionen keinen Platz fanden.

Rom — Bauten — Kunstschätze

Am nächsten Morgen trafen wir uns mit Frau Bosse, die sich freundlicherweise den ganzen Tag für uns frei gemacht hatte, um uns Rom zu zeigen. Wenn man nur einen Tag für eine Stadt wie Rom erübrigen kann und dieses noch dazu zum ersten Male sieht, dann braucht man wirklich eine sachkundige Führung, um sich nicht in der drängenden Fülle von Eindrücken recht bald festzurennen. Hier hat wirklich fast jeder Straßenzug sein weltgeschichtliches Denkmal, wurde und wird doch von Rom aus seit 2000 Jahren ein großer Teil unserer Welt politisch oder geistlich regiert. Frau Bosse verstand es meisterhaft, uns einen unvergeßlichen Eindruck zu übermitteln, der uns wenigstens ahnen ließ, welche Schätze Rom birgt, ohne uns mit Einzelheiten zu ermüden, aber den Wunsch weckend, hier einmal in Wochen und in Ruhe wirklich eindringen zu können. Kunstforscher mittelalterlicher Plastik, Baukunst und Malerei können hier ja Jahre studieren! Allerdings einen Humanisten wurmt es doch etwas, daß die siegende Kirche mit dem Recht des Stärkeren die Zeugen der Antike dadurch vernichtete, daß sie diese im wahrsten Sinne des Wortes überbaute. Was an antiken Bauten noch vorhanden ist, bietet mit wenigen Ausnahmen denselben Anblick wie unsere Städte vor einigen Jahren nach der Schutträumung.

Als Durchschnittsschreiberling soll man es unterlassen, die Eindrücke zu schildern, die man hat, wenn man zum ersten Male am Constantin-Bogen steht und zum Colosseum und Forum schaut, wenn man, am Tiberufer stehend, Engelsburg und Petersdom vor sich hat, oder wenn Michelangelo und Leonardo da Vinci als Bildhauer und Maler einen zum ersten Male direkt ansprechen; sich diese Eindrücke schildern zu lassen, soll man Künstlern und Kennern überlassen, oder nach Rom ziehen und selbst schauen. Der nächste Tag fand uns am Strande von Santa Marinella, um in Ruhe das gewaltige Erlebnis Roms zu verarbeiten.

Wenn der Shirocco bläst

Nach der Abfahrt von Civitavecchia durften wir auch einmal den Shirocco genießen, diesen Südwind, unheimlich mit Dunst und unheimlich mit Elektrizität geladen, bei dem man sich am besten „lang macht“, um nicht auch mit seinem besten Freund aus nichtigem Anlaß aneinanderzugeraten.

An der Südspitze von Sardinien schlug der Wind um in eine Westbrise, die im Handumdrehen den ganzen heißen Dunst hinwegblies und eine freundschaftliche Atmosphäre unter den gereizten Menschlein wiederherstellte.

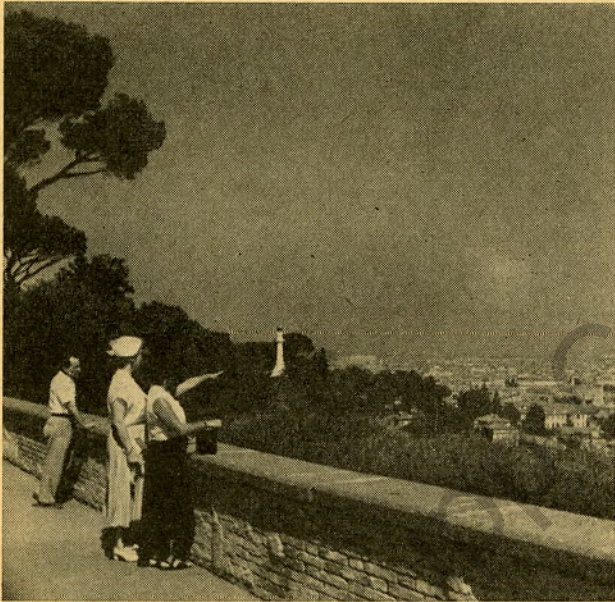
Bei tiefblauem Himmel und ebenso blauem Meer an Deck unter dem Sonnensegel liegend, unerreichbar von Zeitung und Fernsprecher, wird der Urlaub wirklich zur Feierstunde. Die Eingliederung in Besatzung und Lebensweise an Bord geht auf hoher See noch schneller als in der gemütlichsten Pension.

Einzig unser Fahrtenziel verlor seine Bläue, als Route wurde bekanntgegeben: Bone und Oran in Algier als Ladehäfen für Kleie, Ceuta als Tankhafen, Limerick in Irland und Teignmouth in Südengland als Löschhäfen, eine Reise, die abwechslungsreicher auch von der geschicktesten Reisegesellschaft nicht zusammengestellt werden konnte.

Algier: Gebirge — Buchten — Häfen

Die afrikanische Küste kam in Sicht, das zerklüftete Bergland des Kleinen Atlas. Einzelne Bergrücken, wie das Edoughgebirge bei Bone, schieben sich weit in das Meer hinaus, wodurch Buchten für vorzügliche Häfen gebildet werden. Zahllose, tief eingeschnittene Flußtäler münden im Meer. Aber nur eine ganz geringe Zahl führt während des ganzen Jahres Wasser. Weitaus die Mehrzahl dient nur zum Ableiten des reichlichen Regenwassers im Winter. Sie sind und bleiben einige Wochen danach vollkommen wasserlos. Wo in Algier auch im Sommer Wasser verfügbar ist, dort sprießt eine Vegetation, die daran erinnert, daß hier die alten Römer ihren Obst- und Gemüsegarten angelegt hatten, als die Gebirge noch dicht bewaldet waren.

Hafenanlagen, Straßen, Stadttinneres von Bone sind vollkommen europäisch, machen in Anlage



Blick vom Janiculus

und Aussehen einen ausgezeichneten Eindruck und zeugen von den technischen kolonisatorischen Fähigkeiten der Franzosen.

Im Völkergemisch der Rassen

Meinen ersten fotografischen Erkundungsgang machte ich allein ohne Käte. Nach dem Durchqueren der Innenstadt von europäischem Charakter kam ich in das interessante Araberviertel und befand mich bald im buntesten Völkergemisch der Araber, Berber und Neger, sah die Muselmanen in der Moschee auf ihren Gebetsteppichen und die in schwarze Umhänge gehüllten Frauen, deren weiße Gesichtsschleier nur die Augen frei ließen.

Constantin-Bogen
am Forum Romanum



Am Tiber

Ich war aber wirklich froh, Käte nicht mitgenommen zu haben, denn auf einen derartig offenkundigen Haß in Blicken und Gebärden war ich bislang im Ausland nicht gestoßen. Als die Straßen — oder besser gesagt: Gassen — immer enger und ich immer ungeschlüssiger wurde, hörte ich plötzlich hinter mir deutsche Laute und sah mich beim Wenden drei deutschen Fremdenlegionären gegenüber. Erleichtert sprach ich sie an und bat um ihren Geleitschutz, der mir gern gewährt wurde, und es wurde mir bestätigt, daß es im Augenblick nicht ratsam sei, als Einzeleuropäer in diesen engen Gassen umherzulaufen. Es waren zwei Süddeutsche und ein Duisburger, alle drei erfreut, einen Landsmann zu treffen. Im Laufe des

Gesprächs fragte ich sie, wie sie mit den Arabern auskämen. „Meist sehr gut, aber wenn sie lästig werden, dann muß man sie auch mal in den Hintern treten, sonst wird man sie nicht los!“, worauf ich doch meine Zweifel äußerte und ihnen sagte, daß der, welcher ihnen diese etwas veralteten Kolonialmethoden beibrächte, sich nicht wundern dürfe, daß für jeden dieser Soldatentritte anderenorts 10 Flinten losgingen. Jugendliche Sorglosigkeit quittierte diese Mahnung mit freundlichem Lachen und Abschiedsgrüßen, da wir inzwischen am Kasernenort der Fremdenlegionäre angekommen waren.

Allemand — „Heil!“

Mich reizte es, doch einmal festzustellen, wie Herr Muselman reagierte, wenn ich mich als Deutscher zeigte. Ich ging an einen Obststand und fragte nach dem Preis der schönen prallen Weintrauben. „Inglesi?“ „Non, Allemand!“ Da zog eitel Sonnenschein über sein Gesicht, und ehe ich mich versah, stand er mit strammem Nazigruß vor mir. Ich quittierte mit etwas verlegener Verbeugung, da mein Französisch nicht ausreichte, um ihm klarzumachen, daß ich mich und auch er sich als re-eduziert zu betrachten hätten. Höflich wechselte er sofort das Thema und lenkte auf das wirtschaftliche Gebiet über, indem er mir einige englische Pfund zum Verkauf anbot. Ich erklärte ihm, daß ich in Franken momentan nicht flüssig sei und diese Börsentransaktion nur in DM durchführen könne, die ihm sicherlich nicht läge.

Araberviertel in Bone



Mit den besten Reisewünschen und einer Tüte dicker Trauben wurde ich dann freundlich entlassen. Nach dieser Sondierung der Volksstimmung wagte ich es dann, auch Käte mit in das Araberviertel zu nehmen, wenn auch nicht in die dunkelsten Gäßchen.

Im Edoughgebirge

Als wir genug von der Stadt und dem Araberviertel gesehen hatten, mieteten wir ein Auto und fuhren ins Edoughgebirge auf den Kef-Saba (1098 m), von dem man einen wunderschönen Ausblick auf die Bucht von Bone und den östlichen Teil des Kleinen Atlas hat. Nach Norden blaues Meer in einen ebenso blauen Himmel übergehend, nur durch einen leichten Dunstschleier getrennt, herrliche Seeluft, in den Bergen besonders frisch und rein. Die Berge bewachsen — nicht bewaldet — von hauptsächlich Stein- und Korkeichen, ein Land in einem gesegneten Klima, förmlich darauf wartend, daß es durch im Winter gestaute Bewässerung und Aufforstung wieder aus seinem Dornröschenschlaf geweckt wird. Man versteht jetzt, daß als eine der ersten Aufgaben des Schumanplanes die Erschließung Nordafrikas genannt wurde, aber man versteht es nicht, daß ihre Planung so sang- und klanglos bislang verschwunden ist. Die Weiterfahrt von Bone führte uns dicht an der Küste entlang, die wir in Muße studieren konnten. Am nächsten Mittag passierten wir die Stadt Algier so nah, daß wir den großzügigen Ausbau von Stadt und Hafen in allen Einzelheiten erkennen konnten. Die an den Berghängen sich hinziehenden Reihen von Hochhäusern gaben den Anlagen amerikanisches Gepräge. Die Zerstörungen durch die Erdbeben in der vorhergehenden Woche konnten wir nicht erkennen, weil sie nur örtlich, dort aber sehr gründlich erfolgt waren.

Oran, das wir anliefen, ist ein von der Natur vorbildlich gestalteter und von den Franzosen ebenso ausgebauter Hafen, beherrscht von der alten Felsenfeste Santa Kruz, die an die Zeit erinnert, in der dies Gebiet von den Spaniern beherrscht wurde. Ihr Anteil an der Bevölkerung Orans ist auch heute noch sehr erheblich. Der Kriegshafen von Oran ist unbenutzt und stellenweise verwahrlost.

Zwischen Wohlstand und Armut

Der Aufbau der Stadt ist von einer interessanten und markanten Gegensätzlichkeit. Der Hafen von Hochhäusern modernster Bauart eingerahmt, anschließend die Großstadt in rein europäischer Bauweise, die im Nordwesten, mit einer schönen Moschee beginnend, unmittelbar in ein Araberviertel rein arabischer Bauweise übergeht, einstöckige Würfel mit runden Löchern als Fenster, deren Armseligkeit durch die Nähe der mehr als zehnstöckigen Hochhäuser noch unterstrichen wird.

Bei Planteur endet das Araberviertel an den Hängen der mit Fichten stark bewaldeten Berge. In diese Fichtenwaldung schiebt sich eine französische Villenkolonie, deren Abgrenzung gegen das Araberviertel durch einen etwa drei Meter hohen Maschendrahtzaun markiert wird, für den man den Ausdruck „Einfriedigung“ besser nicht wählt.

Obwohl hier nicht nur in der männlichen Bekleidung der Araber das friedliche Weiß vorherrscht, sondern auch die Frauen ganz in Weiß gehüllt gehen und buchstäblich nur ein Auge riskieren, war hier die Aufsässigkeit der Araber mindestens so stark zu spüren wie in Bone; denn als sich einer unserer Seeleute anschickte, eine Gruppe arabischer Hafenarbeiter zu fotografieren, konnte er sich und seinen Apparat nur durch einen schnellen Seitensprung vor einem geworfenen Holzscheit retten. Wenn es stimmt,

daß — wie uns gesagt wurde — der arabische Hafenarbeiter nur ein Drittel des Lohnes des Franzosen für dieselbe Arbeit bekommt, ist die besondere Reizbarkeit dieser Leute zu verstehen. Diese Antipathie gegen Europäer erstreckt sich allerdings nicht auf die mehr oder weniger holde Weiblichkeit des Hafenviertels. Am friedlichen Abend erhob sich auf unserem Schiff plötzlich ein erheblicher Spektakel weiblichen Gekreisches, als unser wachhabender Offizier eine Gruppe von Hafenschönen die Gangway unsanft hinunterbeförderte, die sich von der dunklen Wasserseite her aufs Schiff geschlichen hatte. Käte, die diesen Vorgang von unserem Kabinenfenster verfolgt hatte, meinte ganz bedenklich: „Wir können, glaube ich, unseren Jüngsten doch nicht zur See fahren lassen.“

Paradis Plage

Am nächsten Nachmittag fuhren wir nach Paradis Plage, einem kleinen Seebadeort etwa 20 Kilometer westlich Oran. Diesmal benutzten wir den planmäßigen Bus, um einmal das bunte Völkergemisch aus der Nähe studieren zu können, Franzosen, Spanier, Araber, Berber und Neger, die drei letzteren in ihren ebenso bunten Trachten. Solange der Bus nur wenig besetzt war, ging es ganz friedlich zu. Jedoch in Ortsteilen, deren Verkehr zur Vollbesetzung führte, ging es recht lebhaft zu, denn die geldgierigen Besitzer der Fahrzeuge hatten die Plätze so eng nummeriert, daß man gegenseitig sich halb auf dem Schoß sitzen mußte. Man könnte zweifeln, ob es zweckdienlich ist, in der dortigen geladenen Atmosphäre zusätzlich derartige körperliche Reibungsflächen zu schaffen.

Die Straße nach Paradis Plage biegt um den Felsen von Santa Kruz und läuft längs der Felsenküste in scharfen Kurven, zum Meer hin in schwindelnder Höhe schroff abfallend.

Bei Paradis Plage treten die Berge zurück, großen Weinbauplantagen Platz machend, die sich in diesem Klima sogar bis an das Meer wagen können. Der Badeort selbst ist sehr weiträumig angelegt, kleine Logier- und Wochenendhäuser, die nirgends den Rahmen des Soliden und Zweckmäßigen überschreiten.

Auf der Fahrt nach Ceuta hatten wir noch einmal Gelegenheit, das schöne Mittelmeer zwei Tage zu genießen, das uns etwa drei Wochen nur Sonnenschein und blauen Himmel beschert hatte.

An den Säulen des Herkules

Gegen Abend erschienen die Säulen des Herkules am Horizont, rechts der Felsen von Gibraltar, zum Atlantik abgeschrägt, zum Mittelmeer steil abfallend, und links die Nordspitze des Atlas bei Ceuta. Die untergehende Sonne ließ die Umrisse besonders deutlich hervortreten. Ceuta selbst macht den Eindruck einer fast spanischen Stadt, wahrscheinlich bedingt durch die Nähe des Mutterlandes oder dadurch, daß die Marokkaner sehr weitgehend sich dem spanischen Habitus angeglichen haben, jedenfalls war von nicht-europäischen Trachten wenig zu sehen.

Während unsere „Maria“ Ol tankte, nahm ich Gelegenheit, unseren Zweiten und den Koch auf ihren Provianteneinkäufen zu begleiten, die für die sechs- bis siebentägige Fahrt nach Irland nötig geworden waren. Für mich war dieser Landgang außerordentlich lehrreich, denn das Einkaufen bei Südländern und Orientalen ist eine Wissenschaft für sich, wie man das Betrogenwerden verhindert, ohne ruppig zu werden. Seelenruhig, mit freundlichem Lächeln, schüttete der Koch, der sich in einem kombinierten Spanisch/

Englisch verständigte, Körbe und Kisten mit Gemüse und Obst auf die Waage, wenn die Marokkaner oder Spanier versuchten, mit Verpackung zu wiegen. Beim Kohleinkauf drückte er die Kohlköpfe liebevoll zwischen seine stabilen Pranken, und als der größte Teil sich zusammendrücken ließ wie Gummischwämme, setzte er mit eleganter Flanke über den Ladentisch, klopfte dem Verkäufer freundlich auf die Schulter und suchte sich die Kohlköpfe mit normaler Druckfestigkeit selbst aus.

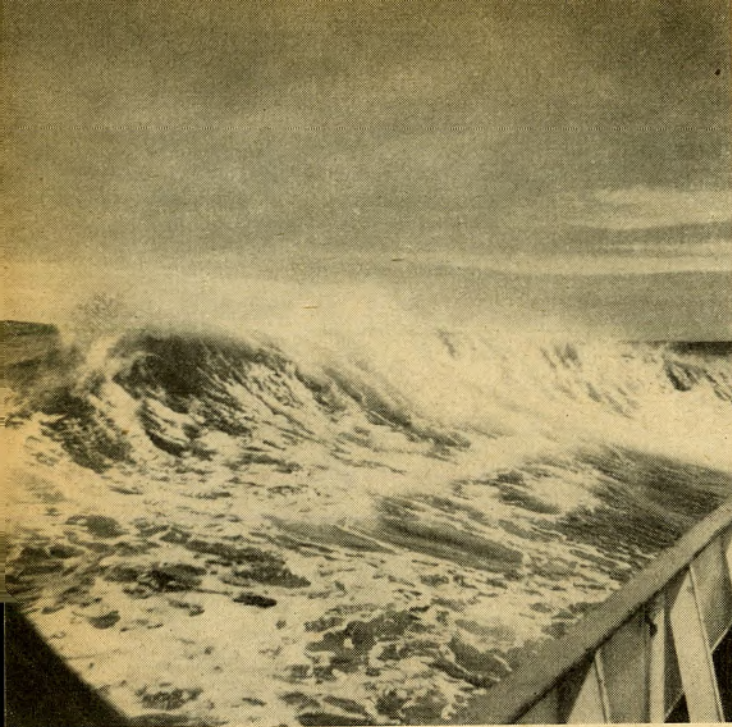


Moschee in Oran, Algier (Beginn des Araberviertels)

In atlantischer Dünung

Die ersten drei bis vier Tage benahm sich der Atlantik durchaus mittelmeermäßig in Wetter und Wellengang. Wir fuhren dicht unter der portugiesischen Küste, so daß wir auf der Höhe von Lissabon alte Erinnerungen an Cintra und Mont Estoril aufrischen konnten. Auch nach dem Passieren von Kap Finisterre blieb er sogar längs der Biskaya noch recht manierlich, aber dann hielt er seine Zeit für gekommen und zog die ihm zustehende Dünung auf! Hat man einen 10000-Tonner oder noch mehr unter sich, kann sich auch eine gelenkige Landratte in einigen Tagen einigermaßen Seebeine aneuerzen, so daß seine Fortbewegung wieder menschlichen Charakter annimmt. Auf einem 1200-Tonner in atlantischer Dünung bei Windstärke 6—9 ist dies vollkommen hoffnungslos. Ihre Bewegungen sind völlig unberechenbar, man tritt in eine Kuhle, wenn man meint, einen Berg vor sich zu haben, und saust mit irgendeinem Körperteil einschließlich Kopf gegen den nächsten in der Schußlinie liegenden Gegenstand. Man gibt es recht schnell auf, menschliche Würde durch aufrechten Gang nur mittels der Beine zu demonstrieren, und nimmt beim Gehen auch die Hände zur Hilfe. Irgendwo ist meistens ein hilfsbereiter Türgriff oder dergleichen zum Anklammern. An ganz hoffnungslosen Stellen spannt der freundliche Seemann Taue.

Mittags kann keine Suppe mehr gereicht werden. Durch Ausspannen der Schlingerleisten nehmen die



Atlantik im Zorn

Tische etwa das Aussehen von Trögen an. Diese Vorrichtungen sollen verhindern, daß man seinen Teller plötzlich im Schoß hat und bei seinem plötzlichen Verschwinden mit der zufahrenden Gabel ins Tischtuch sticht. Käte hielt sich fabelhaft. Da sie gerade von einer fiebrigen Magenverstimmung geheilt war, die seit Afrika an Bord verschiedentlich auftauchte, legte sie sich meistens lang, ohne aber eine Mahlzeit zu versäumen, worauf ihr der Titel des „sturmgepeitschten Meerweibes“ zuerkannt wurde. Als wir am sechsten Tage morgens aufwachten, hatte unser Schiff am Kai von Limerick festgemacht. Wir sahen wieder Männer in Mänteln mit hochgeschlagenen Kragen, Hafenarbeiter, die auf die Freigabe unserer Ladung warteten.

Am Shannon in Irland

Limerick liegt im Innern von Irland, etwa 100 Kilometer den Shannon flußaufwärts. Da das Wetter wieder schön geworden war, gingen wir sofort nach

Freigabe des Schiffes von Bord. Weil wir noch keinen Stadtplan hatten und den uns interessierenden Straßenzügen folgten, landeten wir statt im Stadtinnern am Ostrande der recht weitläufigen Stadt. Von dort hatten wir einen schönen Ausblick ins Land. Vor uns eine ausgedehnte Hügellandschaft, teilweise bewaldet, aber sonst nur Weide an Weide, die durch Laubhecken eingerahmt sind und das Land zur „grünen Insel“ machen. Im Südwesten sahen wir das hohe Felsengebirge, welches wir am Abend vorher umfahren hatten. Wie wir nachher auf Bildern in der Stadt feststellen konnten, muß gerade dieser Teil Irlands mit seinen Seen und Weiden zwischen den Felsen und in seiner Unberührtheit ganz besonders schön sein.

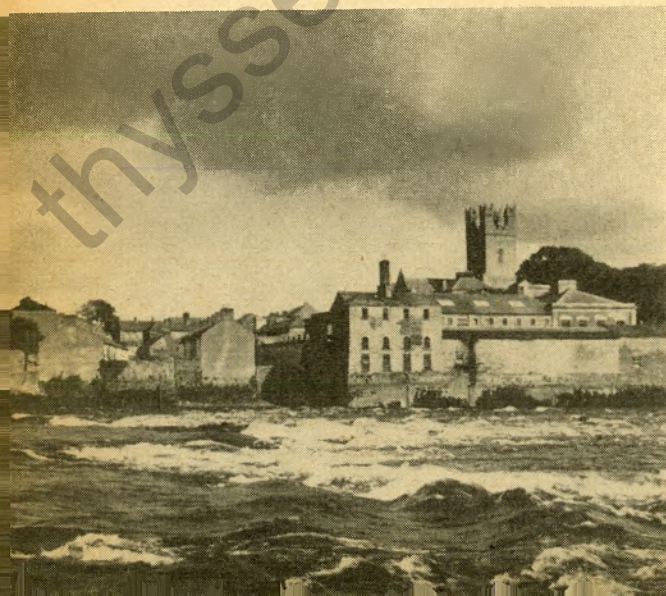
Herzlichst willkommen!

Um den Weg ins Stadtinnere zu erfahren, wandten wir uns an einen entgegenkommenden Herrn von agrarischem und sportlichem Aussehen und Kleidung, der ein wundervolles Windspiel an der Leine führte. Seine erste Gegenfrage war, aus welchem Lande wir kämen. Als wir uns als Deutsche entpuppten, brachte ihn die Feststellung, daß Germans ihre holidays in Irland verbrächten, ganz aus dem Häuschen. Er brachte uns persönlich zur nächsten Bushaltestelle, sein Mitgefühl für Deutschland immer wieder betonend. Da wir noch kein Geld gewechselt hatten, fragte ich ihn, wie weit der Weg zu Fuß ins Stadtinnere sei, und begründete diese Frage damit, daß wir nach der langen Seefahrt ganz gerne marschieren würden. Mit freundlichem Lächeln tat er diese faden-scheinige Begründung ab und drückte mir einen Schilling in die Hand: „Es kommt gar nicht in Frage, daß Sie einige Kilometer durch Straßen marschieren!“ Ich hätte den Mann tödlich beleidigt, wenn ich bei meiner ersten dankenden Ablehnung des Fahrgeldes geblieben wäre.

Als wir in einer Buchhandlung einen Fahrplan für englische Eisenbahnen verlangten, erklärte man uns, daß hierzulande Fahrpläne nur für die irischen Bahnlinien verkauft würden, und beschrieb uns den Weg zum nächsten englischen Reisebüro. Ohne daß wir es merkten, folgte uns die Verkäuferin und machte uns, als wir in die nächste Seitenstraße einbogen, lebens-würdig darauf aufmerksam, daß wir sie wohl falsch verstanden hätten, das Reisebüro läge erst in der übernächsten Seitenstraße.

Wie vorher in der Bank, wo uns das gesamte, gerade freie Personal umringte und nach Deutschland anfragte, kamen wir auch im Reisebüro erst gar nicht

Schloß-Burg von Limerick, Irland



dazu, unsere Wünsche zu äußern, wir mußten zunächst über die Heimat berichten, zumal der uns betreuende Irländer mit der Familie Imbusch verwandt war und fließend deutsch sprach.

Zollgrenzen

Wir wollten uns, für den Fall, daß die Stürme wieder auflebten, mit Rücksicht auf Käte nach dem Reiseweg über Liverpool erkundigen. Als ich danach fragte, ob man das Gepäck unter Verschuß nicht gleich bis Hoek van Holland oder gar bis Venlo aufgeben könne, um die Zollrevisionen in Harwich und Holland zu sparen, sah mich der Beamte erstaunt an, als ob ich vom Monde käme. „Mein Herr, die nächste Zollgrenze ist in Dublin!“ Wenn man, wie wir auf dieser Reise, in der muffigen Zollatmosphäre Kleineuropas 16 Zollabfertigungen absolviert, dann erschüttert einen auf dem Gebiete nichts mehr.

Limerick ist im großen und ganzen eine nüchtern ausgebaute Stadt mit Vierteln, in denen die Bevölkerung noch recht armselig haust. Auch in den Vororten ist von irgendwelchem Luxus nicht das geringste zu spüren. Die kleinen Häuser im englischen Landhausstil sind zwar einfach gebaut, aber sie selbst und besonders die weiträumigen Vorgärten außerordentlich liebevoll gepflegt.

In der Innenstadt, am Ufer des Shannons, findet man noch Zeugen der historischen Vergangenheit dieser Stadt, ein eindrucksvolles großes Castle, an Düstereit mit dem Tower wetteifernd, und eine schöne Kathedrale, beide nach 1100 von König Johann erbaut. Die Kathedrale ist auffallenderweise nicht katholisch, sondern gehört der anglikanischen Hochkirche.

Der Wettergott meinte es gut mit uns, wenigstens tat er so. Zur Zeit und in den Wettervoraussagen herrschte eitel Sonnenschein.

In der „Suppe“

Nach zwei Tagen verließen wir Limerick, fuhren den Shannon hinunter, vorbei an dem eindrucksvoll beleuchteten Shannon-airport und — fanden uns am nächsten Morgen immer noch im Shannon, und zwar in der Mündung, vor Anker liegend. Nebel- und erneute Sturmwarnung! Ein kurzer Blick auf das grüne, schöne Irland war uns noch vergönnt, dann zog es sich zu, „Suppe“, wie der Seemann sagt. Am Nachmittag klärte es sich wieder auf, und der Sturm flaute so weit ab, daß Kapitän Behnck die Ausfahrt wagen konnte.

Die Stimmung an Bord war alles andere als rosig. Man hatte fest mit Kurs auf Rotterdam oder gar Hamburg gerechnet. Jetzt lag aber schon wieder Porzellanerde in Teignmouth in Südengland für die „Maria Schulte“ bereit, mit Order nach Genua und Spezia; Rückfracht: Früchte von Südspanien.

Oh, diese Fahrten in Ballast! Der Wasserballast drückt eben die Schraube unter Wasser. Unser „Mariechen“ quälte sich mit drei bis vier Knoten durch die noch immer anstehende Sturmdünung des Atlantik und den steifen Südwest. Wenn sie aufatmend einen hohen Wellenberg hinunterglitt, dann donnerten oftmals rohe Grundseen unter ihre leeren Laderäume, die sie 20 bis 30 Sekunden am ganzen Schiffskörper erzittern ließen und in einem das Gefühl erzeugten, als schwämme man auf einer leeren Keksdose im Ozean. Die Tischtücher wurden beim Essen angefeuchtet, da sonst das Geschirr zwischen den Schlingerleisten spazierengefahren wäre und man wahrscheinlich nicht mehr gewußt hätte, wer wessen Teller war. Schlafen und z. B. Rasieren war nur in eigens dafür erfundenen Klemmstellungen möglich.



Fischerviertel von Limerick, Irland

An der englischen Riviera

Käte hielt sich wieder fabelhaft ohne Seekrankheit, aber als im Kanal der Sturm ganz abflaute und die „englische Riviera“ bei Plymouth und Teignmouth in Sicht kam, war sogar ich froh, mich wieder einmal normal-bürgerlich bewegen zu können. Der landschaftliche Charakter dieser englischen Riviera hält wirklich das, was der Name verspricht. Hohe, steil abfallende Felsenufer, in deren nach Süden geöffneten Buchten ein erheblich milderer Klima herrscht, wie sonst in diesen Breiten üblich, was allein schon daran zu erkennen ist, daß in ihnen sich Hochwald bis zum Meer ausbreitet. Leider konnten wir uns diese reizvolle Umgebung des Seebades Teignmouth nicht näher ansehen, weil die Abfahrt drängte. Wir nahmen Abschied von Kapitän Behnck, Chefingenieur Kanein, den beiden Schiffsoffizieren Pollmann und Velguth, deren nicht nur gastliche, sondern wirklich freundschaftliche Aufnahme diese unvergeßliche Reise ganz besonders verschönt hatte.

Der „Rivieraexpress“ führte uns von Exeter in Richtung London—Harwich, durch das schöne hügelige Weideland von Devonshire und Wessex. Diese Weiden, die nicht streng eingezäunt und nicht von jedem Baumbewuchs frei gehalten werden, sondern auf denen besonders schöne Baumexemplare geradezu liebevoll gezogen werden, gaben dieser Landschaft mit ihren teilweise noch strohgedeckten Landhäusern etwas Parkähnliches und Anheimelndes.

In den ersten Nachmittagsstunden kamen wir auf dem Paddingtonbahnhof im Zentrum Londons an, das in diesem Teil wohlthuenderweise mehr an Amsterdam als an „moderne Großstädte“ erinnert.

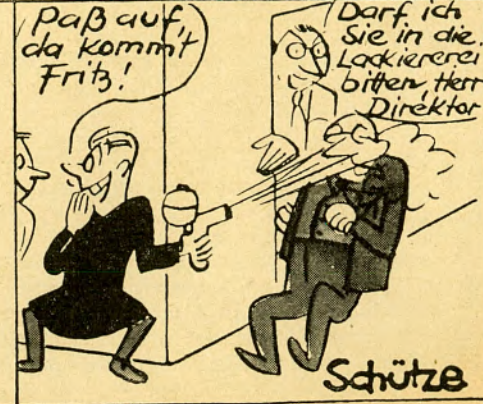
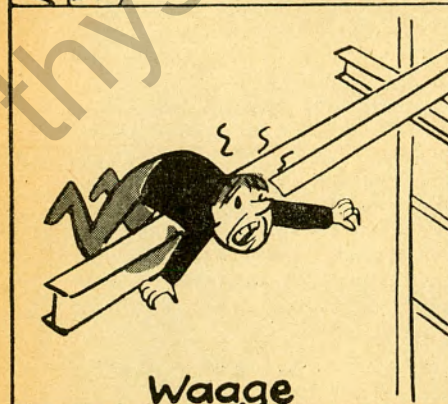
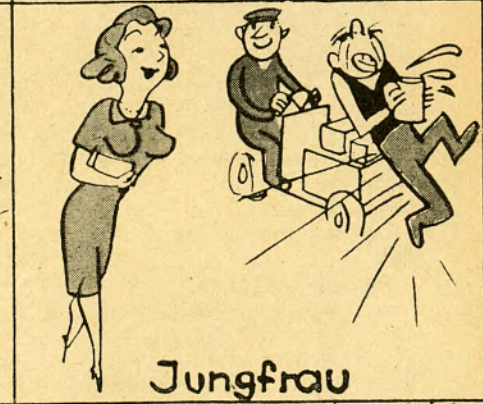
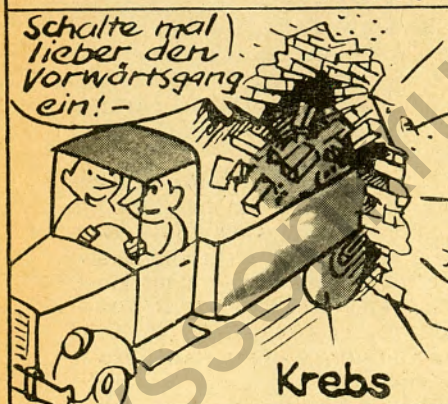
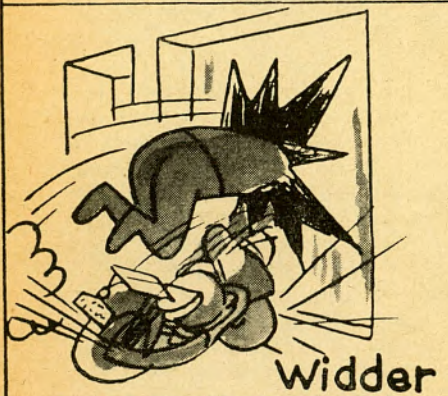
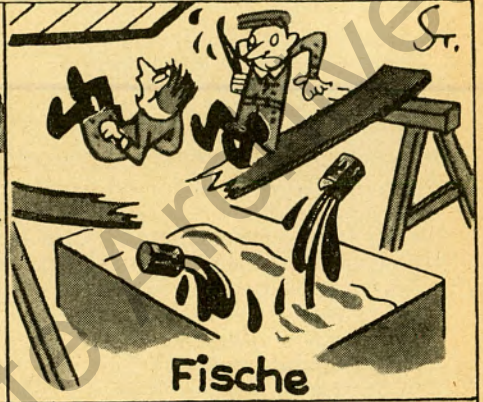
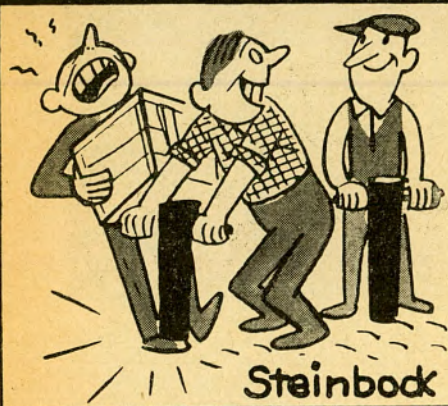
Nach einer Autorundfahrt und Besichtigung von Westminster, Schloß und Tower versuchten wir, kurz vor 18 Uhr noch eine Tasse Tee zu trinken, wurden aber in den Teestuben freundlich abgewiesen, da man um 18 Uhr schließe. Man mag das Konventionelle der Engländer und ihr Festhalten an Tradition und einer gewissen Behaglichkeit als unzeitgemäß abtun oder gar belächeln, wenn ich meine Gefühle dieser Lebenshaltung gegenüber genau analysiere, dann entdecke ich einen gehörigen Posten Neid!

Wilhelm Wolf

Paß lieber selber auf

Ob Jungfrau oder Wassermann,
ein jeder glaubt, soviel er kann,
an seiner Sterne Lauf.

Was auch dein Horoskop verspricht,
verlaß dich auf dein Sternbild nicht,
paß lieber selber auf!





Alt-Genua

**Der Betrieb
gibt Dir den
vollen Lohn-
gib Du ihm
die volle
Arbeitszeit!**

